

Monatsschriften der G. G. XVI. Band. Heft 5.

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.



Sechzehnter Jahrgang.
1907.
Drittes Heft.

Berlin 1907.

Weidmannsche Buchhandlung.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post jährlich 10 Mark.
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Ludwig Keller , Die Großloge Indissolubilis und andere deutsche Großlogen-Systeme des 17. und 18. Jahrhunderts	121
Dr. phil. Bertha Kipfmüller , Goethe, Maximen und Reflexionen	157
Dr. Adolph Kohut , Gottfried Wilhelm Leibniz und Königin Sophie Charlotte von Preußen	164
Dr. G. Albrecht , Stimmen der öffentlichen Meinung über die Comenius-Gesellschaft und ihre Schriften	184
Bemerkungen und Streiflichter	187
<small>Goethes Urtheil über das Wesen der Sokratischen Schule. — Herder über Sokrates und Plato. — Über Leibniz und seine Stellung in der öffentlichen Meinung seiner Landsleute. — Christoph Wren und Comenius. — Zur Geschichte der Worte „Hütte und Bauhütte“. — Wertschätzung des Comenius als Philosoph um 1715. — Friedrich von der Leyens neue Ausgabe von Herders Ideen.</small>	

Ziele und Aufgaben der Comenius-Gesellschaft.

Die C. G. hat den Zweck, die Weltanschauung und die Grundsätze des Comenius und der comenianischen Geistesrichtung, d. h. die Idee der Humanität und die Geschichte der Kultgesellschaften, die deren Träger waren und sind, wissenschaftlich zu untersuchen und klarzustellen.

Die C. G. hat sich die Aufgabe gestellt, in diesem Geiste bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken und zugleich eine Wissenschaft der Volkserziehung (Sozial-Pädagogik) als selbständigen Wissenszweig zu begründen.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 Mk.) erhalten alle periodischen Schriften. Durch einmalige Zahlung von 100 Mk. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
 2. Die **Teilnehmer** (Beitrag 6 Mk.) erhalten die wissenschaftliche Zeitschrift (Monatshefte der C. G.).
 3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (Beitrag 4 Mk.) erhalten nur die Comenius-Blätter für Volkserziehung.
- Körperschaften, Behörden, Vereine usw. können nur Stifterrechte erwerben.
-

Satzungen, Werbeschriften und Probehefte versendet auf Anfordern die **Geschäftsstelle der C. G., Berlin-Charlottenburg, Berlinerstrasse 22.**

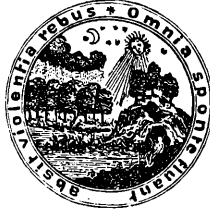
XVI. Jahrg.

Berlin, den 15. Mai 1907.

Heft III.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

Schriftleitung:
Dr. Ludwig Keller
Berlin - Charlottenburg
Berlinerstrasse 22.



Verlag:
Weidmannsche Buchhandlung
Berlin S.W.
Zimmerstrasse 94.

Die Monatshefte der C. G. erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Septbr. und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10,—. Einzelne Hefte M. 2,—. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

Die Grossloge Indissolubilis und andere deutsche Grosslogen-Systeme des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von
Ludwig Keller.

Erster Artikel.

„Der Gedanke der Akademien oder Sozietäten“ — so heißt es in der „Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“, die Adolf Harnack im amtlichen Auftrage im Jahre 1900 herausgegeben hat — „der Gedanke der Akademien ist eine Erbschaft des auf Plato und seine Schule gerichteten Renaissancezeitalters . . .“ „Treten in Italien und Deutschland“, fährt Harnack fort, „zunächst die sprachliebenden und -forschenden Gesellschaften in den Vordergrund, die bei aller Beschränktheit doch den Anstoß zur Entwicklung der modernen Literatur gegeben haben, so fehlen doch auch die ihnen geistig verwandten, in der Regel meist rasch verkümmerten Unternehmungen solcher Naturphilosophen nicht, die mit frischer Erkenntnis die neue Wissenschaft betreiben wollten und den alten Schulmethoden den Krieg erklärten.“ . . . „Vor allem aber“, fährt Harnack fort, „ist Amos

Comenius zu nennen als der große Führer und Erzieher zu einer Reform der wissenschaftlichen Methode, zugleich unermüdlich tätig, gleichgesinnte Männer zu sammeln und zu vereinigen.“

Es ist erfreulich, in diesen Ausführungen eine Anerkennung der freien Sozietäten zu finden, aus denen nachmals die Königlichen Sozietäten und Akademien erwachsen sind. Aber langjährige Studien haben uns zu der Überzeugung gebracht, daß die Bedeutung dieser Organisationen doch weit erheblicher ist, als es nach den Harnackschen Bemerkungen scheint. Schon der Umstand, daß die führenden Köpfe sowohl der Renaissance im 15. und 16., wie des Zeitalters der Naturphilosophie im 17. Jahrhundert — wir nennen hier nur Baco, Locke, Giordano Bruno, Milton, Coornhert, Comenius, R. Boyle, J. B. van Helmont, Campanella, Hugo Grotius und Leibniz — Mitglieder dieser Verbände gewesen sind, die ihnen in den Kämpfen mit der Scholastik Rückhalt und Stärke boten, gibt dem Kenner der Dinge doch zu denken. Dazu kommen aber noch andere Punkte, die der Bedeutung dieser Sozietäten einen eigenartigen Hintergrund geben, und die die geschichtlichen Zusammenhänge mit der Vergangenheit und Gegenwart in neuem Lichte zeigen¹⁾.

Das Wesen und die Formen, unter welchen diese Akademien, tätig waren, haben wir in zahlreichen Abhandlungen dieser Hefte eingehend erörtert und unter anderem in dem im Jahre 1898 erschienenen Aufsatz über „Die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben“ (Berlin, Weidmann) die symbolischen Lehrzeichen und Formen und deren Anklänge an die Lehre von den heiligen Zahlen, wie sie bei Pythagoras und Plato und in den Katakomben überliefert ist, nachgewiesen.

Sowohl Ferdinand Gregorovius, der als der beste Kenner der Akademien der Renaissance bezeichnet werden kann, wie Ludwig Pastor in seiner „Geschichte der Päpste“ haben der Ansicht Ausdruck gegeben, daß man diese freien Akademien als „klassische Freimaurerlogen“ anzusprechen habe, da die Übereinstimmung beider Organisationen in Wesen und Formen eine vollständige sei.

Im Jahre 1895 hatte bereits die größere Abhandlung des Verfassers über „Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts“ dargelegt, daß diese

¹⁾ Man vergl. hierzu Ludwig Keller, Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907.

Verbände, die nach dem Vorbild der italienischen Akademien und im organischen Zusammenhang mit diesen entstanden waren, in ihren inneren Ringen dieselbe Symbolik, die gleiche Verfassung und dieselbe Sprache wie jene „klassischen Freimaurerlogen“ besessen haben, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen hatten die allgemeine Zustimmung der berufenen wissenschaftlichen Beurteiler gefunden.

Bis jetzt waren und sind aber lediglich die äußeren Ringe und gleichsam die Außenorganisationen dieser Sozietäten in das Licht der Geschichte getreten, nämlich die Gewerkschaften (Hütten, Bauhütten usw.), Landsmannschaften¹⁾, Sprachgesellschaften, Rednergesellschaften usw., die, wie ein Freund des Comenius im Jahre 1659 sagt, „Prätex und Decke“ für die „Brüderschaft“ waren, welche sich als innerer Ring jener durch die Staatsgesetze legitimierten Verbände konstituiert hatte. Was über diese engeren Verbindungen, die seit dem 17. Jahrhundert unter dem Namen der Orden gelegentlich genannt werden, öffentlich bekannt geworden ist, stammt fast lediglich aus den Schriften der Gegner und ist durch den Parteihaß, mit dem die damals herrschenden Mächte diese stillen Verbände — man nannte sie „geheime Gesellschaften“ und „Sekten“ — verfolgten, entstellt und verdunkelt. Die erhaltenen Urkunden und Akten ergeben, daß die Geistlichkeit überzeugt war, die Gesetze der Orden „enthielten etwas gegen die Religion“, d. h. natürlich gegen die Staatsreligionen, wie sie damals herrschten. Und es läßt sich in der Tat nicht verkennen, daß die Idee der Humanität, wie sie in allen diesen Orden überliefert war, und die Forderung der Gewissensfreiheit, wie sie gerade die hervorragendsten Führer der „Orden“ vertraten, in einem scharfen Gegensatz zum Dogma der Kirchen stand.

Die Streittheologie des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts war überzeugt, daß man in diesen Gesellschaften eine gefährliche „Sekte“ in verhüllten Formen vor sich habe, die man mit Vorliebe Rosenkreuzer und Freigeister nannte²⁾.

¹⁾ Es gab solche Landsmannschaften keineswegs bloß auf den Universitäten.

²⁾ Vergl. z. B. das im Jahre 1702 erschienene „Anabaptisticum et Enthusiasticum Pantheon“ oder „Geistliches Rüsthaus wider die alten Quäker und neuen Freigeister“, worin ausdrücklich die „Rosenkreuzer“ mit den „Wiedertäufern“ in eine Linie gestellt werden. — Merkwürdig ist, daß im 18. Jahrhundert einer der Schimpfnamen der Orden „Quäker“ lautete, wie wir weiter unten sehen werden.

So wenig wie ihre Existenz durften auch die im Kreise der inneren Ringe üblichen Namen, besonders der Name der Bruderschaft selbst, öffentlich bekannt werden, und nur in Chiffren und Lehrzeichen ward auf die gefährlichen Worte unter den Vertrauten Bezug genommen; nur leise raunte einer dem andern den Geheimnamen der engeren Organisation in die Ohren, die Niederschrift desselben oder gar der Druck war verboten und wurde schon deshalb von den Mitgliedern zur Bezeichnung der Bruderschaft — der Brudernamen war üblich — nicht zur Anwendung gebracht, weil man sich nicht in Konflikt mit dem Strafrichter bringen wollte. Das Wort selbst war geschickt gewählt und in Folge seiner Vieldeutigkeit und häufigen Verwendung im profanen Leben vortrefflich geeignet als Deckname zu dienen. In sehr vielen Fällen konnte kein Richter und kein Denunziant, wenn das Wort Loge gebraucht ward, wissen oder nachweisen, ob eine Hütte, eine Halle, eine Gewerkschaft oder aber eine geheime Kultstätte und ein geheimer Kultverband gemeint war.

Das Wort *Lobia*, das aus dem althochdeutschen Sprachschatz (*Loubjâ, Louba*) stammt, begegnet uns in der Volkssprache der Lombardei und Piemonts, den vornehmsten Sitzen der frühmittelalterlichen Geheimkulte der Katharer und Waldenser, und ist von hier aus, ähnlich wie andere Ausdrücke, in die lateinische Schriftsprache und dann in den italienischen und seit dem 13. Jahrhundert oder früher auch in den französischen Sprachschatz übergegangen. Das Wort bedeutet in genauer Übersetzung dasselbe, was einst das griechische Wort *Stoa* und das lateinische Wort *Porticus* bezeichnete, eine von Säulen getragene Halle, die meist als Vorbau diente¹⁾.

Im Sinne von Halle, Bauhütte, Gewerkschaft usw. war der Ausdruck *Loge* ein sehr gebräuchliches Wort; im Sinne einer Bruderschaft, die Tempel und Altäre besaß, und die wie andere kultische Gemeinschaften der Gottesverehrung sich widmete, pflegte es nur im Kreise der Eingeweihten gebraucht zu werden. Vor den Gesetzen und in der Literatur, überhaupt in der Öffentlichkeit, hat es bis zum Jahre 1717 keine Logen im nachmaligen Sinne des Wortes gegeben. Erst als dieser stille und gleichsam unterirdische Strom unter dem Schutz einer europäischen Großmacht

¹⁾ Vergl. Keller, *Latomien und Loggien in alter Zeit*. Berlin, Weidmann 1906.

an das Tageslicht trat, gewann es eine rechtliche und öffentliche Existenz. Ist aber ein Strom, der zeitweilig unter der Erde fließt, deshalb etwa nicht vorhanden, weil die Augen der profanen Schriftsteller und Berichterstatter ihn nicht bemerken? Hat nicht auch das Christentum Jahrhunderte hindurch gleichsam ein unterirdisches Dasein geführt und gab es etwa keine christlichen Gemeinden in der Zeit, wo diese nur unter dem Deckmantel von Begräbnisvereinen, Gewerkschaften und Kollegien bestanden?

Es ist ganz natürlich, daß gedruckte Nachrichten über die Geschichte der älteren Großlogen-Systeme nahezu völlig fehlen und daß handschriftliche Aufzeichnungen selten sind. Da man nun früher vielfach nach dem Grundsätze verfahren ist: Quod non est in actis, non est in mundo, so war man mit der Sache meist rasch fertig. Weder die bestimmten Erklärungen der Männer, die die Reorganisation von 1717 vollzogen, daß sie alle wesentlichen „Pfeiler und Säulen des Baues“ bereits vorgefunden haben und daß die Basis ihres Werkes uralte sei,¹⁾ noch die verschiedenen Entdeckungen früherer Menschenalter, die die Richtigkeit dieser Erklärungen bestätigten, vermochten die Theorien, die sich unter dem Einfluß bestimmter Tendenzen eingenistet hatten, zu beseitigen.

Unter diesen Umständen sind die Entdeckungen, die wir zuerst im Hohenzollern-Jahrbuch 1906 (Leipzig, Giesecke und Devrient) S. 221 ff. der Öffentlichkeit unterbreitet haben, doch von erheblicher Bedeutung. Es ist unsere Absicht, hier Ergänzungen zu jenen Nachweisen zu geben.

Die Urkunden, die wir auf den nachfolgenden Blättern aus dem wieder aufgefundenen Gesetzbuch der Hauptloge²⁾ Indissolubilis vorlegen, erhalten volles Licht freilich erst durch die Dokumente der nach dieser Entdeckung ermittelten gleich-

1) Näheres darüber in der Schrift des Verfassers: „Die Sozietät der Maurer und die älteren Sozietäten“. Berlin, Weidmann 1904.

2) Der Name „Großloge“ hat sich in den benutzten Aktenstücken bis jetzt nicht ermitteln lassen; wohl aber kommen die Namen die „Große Gesellschaft“ (s. M.H. der C.G. 1895 S. 84), „Academia magna“ sowie die Namen „der Großmeister“ und „Großer Meister“ vor. Die obigen „Hauptlogen“ entsprechen in ihrem Wesen den Organisationen, die späterhin Großlogen heißen.

artigen Gesetzbücher verwandter „Hauptstätten“¹⁾ und der Aktenstücke, die sich in verschiedenen Archiven vorgefunden haben. Diese wichtigen Ergänzungen ergeben z. B. die Tatsache, daß unsere „Hauptlogen“ noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einem scharfen Wettbewerb mit der damals sich ausbreitenden Großloge von England standen²⁾.

Schon Golinsky hat auf Grund des ihm bei seinen Arbeiten zugänglichen Materials ganz richtig beobachtet³⁾, daß die früher von einigen Seiten angenommene Abhängigkeit dieser Großlogen-Systeme von der Großloge von England, die sich seit 1737 unter dem Namen der Society of Masons in Deutschland ausbreitete, nicht erwiesen ist. Heute wissen wir auf Grund des neuen Materials, daß Jahrzehnte hindurch ein scharfer Kampf stattgefunden hat, bis sich seit etwa 1775 eine allmähliche Annäherung vollzog.

Seitdem das neuenglische System durch König Friedrich den Großen in Preußen eine ähnliche staatliche Protektion wie schon früher in England erlangt hatte, entstand in Deutschland ein ähnlicher Kampf, wie er in Großbritannien um dieselbe Zeit zwischen den „Ancient Masons“ und den „Modern Masons“ im Gang war. Die staatlich anerkannten Großlogen und Logen pflegten die Logen älterer Herkunft als „unrechtmäßige Logen“ zu bezeichnen und zu bekämpfen, bis man es schließlich für die beiderseitigen Interessen angemessen fand, eine Verständigung und Annäherung herbeizuführen — eine Annäherung, die allmählich an manchen Orten zu einer Art von Vereinigung führte, freilich mit der Maßgabe, daß es nur selten zu einer

1) Das Universitäts-Archiv zu Halle enthält ein Buch in blauem Einband mit der Aufschrift:

Gesetze
des
Ordens Inviolable
in
der Loge der Tugend.
1766.

2) Der Artikel 12 der Gesetze der „untersten Abteilung“ der Hauptloge der „unverletzlichen Tugend“ (Virtus inviolabilis) besagt im Jahre 1766: „Es wird kein Freimaurer unter uns angenommen noch gelitten“. Die Gesetze des 2. Grades bestimmen in Artikel 13: „Keiner von unseren Ordens-Brüdern darf sich unterstehen, ein Freimaurer zu werden; wir schließen auch diese Leute gänzlich von unserem Orden aus“.

3) Golinsky, das studentische Verbindungswesen in Frankfurt a. O., Breslau, Koebner 1904, S. 58.

Verschmelzung in dem Sinne gekommen zu sein scheint, daß die älteren Lehrarten ihre Eigenart völlig aufgegeben hätten.

Es wäre vielleicht richtiger gewesen, wenn wir den Abdruck der nachfolgenden Urkunden bis zu dem Zeitpunkt verschoben hätten, wo es möglich war, eine umfassende Geschichte dieser Systeme an der Hand des ganzen Akten-Materials vorzulegen. Ich bin mit einer solchen Geschichte beschäftigt; aber die natürlichen Schwierigkeiten einer Sache, die bisher mit einem tiefen Schleier bedeckt gewesen ist, lassen den Abschluß für die nächste Zukunft nicht erhoffen. Nachdem ich aber bereits im Hohenzollern-Jahrbuch einige Dokumente veröffentlicht habe (vgl. M. H. der C. G. Bd. XV S. 1 ff.), bin ich so stark um die baldige Vorlegung weiteren Materials gedrängt worden, daß ich die vorhandenen Bedenken habe zurückstellen müssen und nun wenigstens einige weitere Stücke vorlege.

Leider war es auch nicht angänglich, das ganze Material des Gesetzbuchs auf einmal abzudrucken; der Umfang hätte den Rahmen eines Artikels weit überstiegen. Wir waren daher gezwungen, die Veröffentlichung weiterer Urkunden auf das nächste Heft zu verschieben.

Den Kundigen wird sofort klar werden, daß die jüngsten Dokumente unseres Gesetzbuchs aus einer Zeit stammen, die man heute als Zeitalter der Studenten-Orden zu bezeichnen pflegt. Die uns vorliegenden Akten ergeben aber, daß die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts meist auf Universitäten unter starker Beteiligung von Studierenden wirkenden „Orden“ selbst damals ihre „Hauptlogen“ nur dann an die Sitze von Hochschulen zu legen pflegten, wenn es der Umstände halber nicht anders möglich war; grundsätzlich hielten die Orden noch um 1760 daran fest, daß andere Städte, zumal Residenzstädte, als Sitze der Großloge zu bevorzugen seien. Schon Wilhelm Schrader hat in seiner vortrefflichen Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle Bd. I (1894) S. 597 mit Recht bemerkt, daß die damaligen Orden, die wie die sog. Amicisten ihre Verzweigungen auch auf Halle erstreckten, sich „nicht lediglich auf Hochschulen beschränkten“. Auch Wilhelm Fabricius, der sich bisher wohl am eingehendsten und erfolgreichsten mit der Geschichte dieser Logen beschäftigt hat, sagt mit Recht¹⁾, daß es sich bei

1) Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts usw. Jena 1891 S. 33.

den meisten bis um das Jahr 1771 auf Universitäten vorkommenden Orden nicht um eigentliche Studenten-Orden, sondern um „Zweige bürgerlicher Orden“ handelt.

In Akten des Universitäts-Archivs zu Halle aus dem Jahre 1768 liegt die Aussage eines Logenmitgliedes vor, worin ausdrücklich bestätigt wird, „daß die mehrsten Ordens-Mitglieder auswärtig seien und mehrents in officio ständen“, denn ihre Verbindung „sei auf die ganze Lebenszeit abgesehen“. Und in denselben Akten wird bestätigt, daß die Hauptlogen und Orden ihre Vorstufen oder Pflanzschulen (wie wir sagen würden) bereits „auf Schulen“ besaßen.

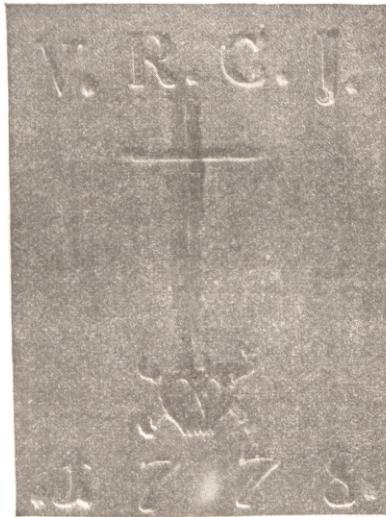
Die gerichtlichen Maßregeln, die eine Anzahl deutscher Regierungen wider das sogenannte Ordenswesen auf den Universitäten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ergriff, wurden die Veranlassung, daß sich die öffentliche Meinung und die Chronisten jener Tage eingehend mit diesen Organisationen beschäftigten, die bisher in beabsichtigter Stille gewirkt hatten.

Diese gerichtlichen Maßregeln erfolgten insofern nicht ohne die Schuld der Beteiligten, als sie wider ihre alten Grundsätze in eine halböffentliche oder öffentliche Tätigkeit eingetreten waren. Die früher unter dem Deckmantel der Landsmannschaften wirkenden stillen Verbände hatten seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die früheren Hüllen mehr und mehr fallen lassen; seit der Zeit, wo die Großlogen und Logen englischer Lehrart die staatliche Protektion gefunden hatten und die „Orden“ sogar von kirchlichen Organen aus bestimmten Gründen zeitweilig empfohlen wurden¹⁾, schien auch für die älteren Großlogen-Systeme und ihre Anhänger der Augenblick gekommen zu sein, um lästige Schranken und Hüllen einigermaßen abzustreifen. Es ist ganz natürlich, daß unsere Berichterstatter, die die Zusammenhänge meist nicht kannten, die Existenz dieser sogenannten akademischen Orden und Logen erst von dem Zeitpunkt an datieren, wo sie sie als solche kennen lernten; weil sie sie früher nicht gesehen hatten, waren sie angeblich auch nicht vorhanden.

In einem der Archive, welche der Großloge Royal York zur Freundschaft zu Berlin unterstehen, befindet sich gegenwärtig ein Manuskript von 73 Blättern von schwerem Büttenpapier

¹⁾ Näheres über die Gründe s. bei Keller, die Tempelherrn und die Freimaurer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905.

(Größe 22 × 14 cm), das sich als eine Sammlung beglaubigter Abschriften „**der Gesetze, Geheimnisse, Sitten und Gewohnheiten des Bundes der Unzertrennlichen**“ bezeichnet; die Abschriften sind nach Ausweis der Dokumente im Jahr 1778 angefertigt und bei der Loge, für die sie hergestellt waren, nämlich der Loge Reverenda Confoederatio zu Halle a. S., in praktischem Gebrauch gewesen. Der grünseidene Einband der mit Goldschnitt gebundenen Handschrift zeigt in Goldpressung folgende symbolische Zeichen:



Einbanddeckel (verkleinert) der im Jahre 1778 hergestellten Abschrift des Gesetzbuchs der Hauptloge Indissolubilis.

Der Band trägt die Spuren starken Gebrauches ebenso an sich wie die erhaltene Papphülle, die ebenfalls alte Goldpressung aufweist und die Spuren häufiger Versiegelung und die Reste alter Siegel-Abdrücke an etwa acht Stellen trägt. Strengste Geheimhaltung war, wie der Text der Urkunde ergibt, den Besitzern des Buches und allen Brüdern zur Pflicht gemacht. Über die weiteren Schicksale der Loge Reverenda Confoederatio und ihres Gesetzbuches sind die angestellten Untersuchungen noch nicht zum Abschluß gekommen; sicher ist nur, daß das Buch einst im Besitze des am 11. November 1788 zu Görzig geborenen, nachmaligen reformierten Oberpredigers Johann

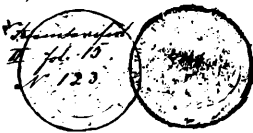
Christian Aue, und später in dem seines Sohnes und seines Enkels gewesen ist, von denen ersterer in den Jahren 1808 bis 1810 in Halle studiert hat, wo die Loge Reverenda Confoederatio, die der Hauptloge Indissolubilis angehörte, ihren Sitz hatte. Es trifft sich glücklich, daß unser Gesetzbuch und seine Urkunden Ergänzungen und Bestätigungen in Gesetzbüchern ähnlichen, wenn auch nicht so reichen Inhalts finden, die sich im Universitäts-Archiv zu Halle und anderwärts erhalten haben, und daß in diesen Akten auch gerade der Orden der „Indissolubilisten oder der ewigen Freundschaft“ oft genannt wird. Der Kampf, den die Universitätsbehörden seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wider diese Logen der „Indissolubilisten“ und „Amicisten“ — so lauten meist die Namen — auf Anweisung der staatlichen und geistlichen Behörden geführt haben, hat einen starken Niederschlag in zahlreichen Untersuchungs-Akten gefunden, in Rücksicht auf dem Umfang des Materials müssen wir aber, wie oben bemerkt, an dieser Stelle von einer näheren Berücksichtigung dieser Untersuchungs-Akten absehen.

Das Gesetzbuch der „Hauptloge“ oder der „Haupthütte der unzertrennlichen Freunde“ enthält auf dem ersten Blatte folgende Urkunde:

Wir Obervorsteher und Stellverten des Bundes der Unzertrennlichen Urkunden und Freundschaft, in Halle zu dieser Loge, Reverenda Confoederatio, welche sich mit dem Original-Documente verbunden, welches wir bei uns und bei der Hauptloge zu Halle, in Halle besond. Verwahrung, und Bestätigung der geistlichen Logen, und in unserm Falle, in der Loge Indissolubilis in Halle, am 17. März 1779.

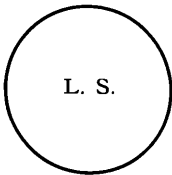


*Dr. Christian Loeber,
ord. Fr. Hof. Mag.*



*Im Jahr 1779.
N. O. V. Y. 71.*

Wir Obervorsteher und Ältesten des Bundes der Unzertrennlichen urkunden und bekennen hiermit, daß die in diesem Buche sich befindende Gesetze, Geheimnisse, Sitten und Gewohnheiten mit denen Original-Dokumenten vollkommen übereinstimmen, welches wir bey Ehre und Wort Bundesmäßig durch unsres Nahmens Unterschrift und Bedrückung des größern Siegels andurch nochmals bekräftigen. So geschehen Halle, in der Haupthütte divinae amicitiae, den 3. März 1779.



(gez.) Dr. Christian Loeber ·/·

Ord: Fr. Ins: Mag:

Johann Tobias Strubel

V. Ord. Sec. Y. ✠ L.

Unsere Nachforschungen über die Persönlichkeit dieses Dr. Christian Loeber, der im Jahre 1778 Ordensmeister (Ordinis Fratrum Inseparabilium Magister) war, und des J. T. Strubel (Venerabilis Ordinis Secretarius) sind noch nicht völlig abgeschlossen.

Dr. Christian Loeber stammte nach den Angaben des Gesetzbuchs aus Altenburg. Zu Dresden, wo er im Jahre 1764 lebte, ist er durch den Logen-Meister Herrn von Zettlitz als Mitglied der dortigen Loge Gloriosa Amicitia aufgenommen worden. Laut weiterer Urkunde unseres Gesetzbuchs war Dr. Friedrich Erhard Loeber, damals in Erfurt, der bis zum Februar 1770 die Würde des Ordens-Meisters besaß — s. unten — ein Schwager des Dr. Christian Loeber und letzterer hatte zu Erfurt die Nachfolgerschaft des ersteren im Ordensmeisteramte im Jahre 1770 angetreten. Nach anderweiten Quellen¹⁾ war Dr. Christian Loeber am 14. August 1743 in Altenburg geboren, hatte in Erfurt und Leipzig studiert, hatte sich dann in Dresden und Erfurt aufgehalten, war Magister der Philosophie und Doktor der Arznei-Gelehrsamkeit geworden und hatte als Prosektor an der medizinischen Fakultät an der Emmerichs-Akademie zu Erfurt gewirkt. Im Jahre 1770

¹⁾ Diese Ergänzungen der obigen Lebens-Nachrichten finden sich bei Körner, „Genealogisches Nachschlagebuch alter Familien“, auf das mich Herr Alfred Tittel aufmerksam gemacht hat.

veröffentlichte er zu Erfurt eine Schrift über die „Anfangsgründe der Wundarzneikunst“. Später wirkte er als Physikus zu Müseberg, als Amts- und Landphysikus zu Gommern und seit 1790 als Physiker zu Worsfelde in Braunschweig, wo er am 22. Dezember 1794 gestorben ist.

Als Christian im Jahre 1743 zu Altenburg das Licht der Welt erblickte, war D. Christian Loeber (geb. 2. Februar 1683 zu Orlamünde) daselbst Generalsuperintendent. Dieser Christian L., zweifellos der Vater unseres Ordens-Meisters († 1747 zu Altenburg), der 1698—1709 in Jena, dann etwa zwanzig Jahre lang in Ronneberg als Superintendent gewirkt hatte, war s. Z. auch als Schriftsteller ein bekannter Mann; er verfaßte eine „Nachricht über die Aufnahme der Salzburger in Altenburg“ und schrieb eine „Historie von Ronneburg“. Auch Christian Loeber der jüngere scheint sich als Schönggeist und Poet betätigt zu haben, denn er wurde „Kaiserlich gekrönter Poet“; eine Tochter des Generalsuperintendenten Christiane Dorothea, Gemahlin des Dr. jur. Lilien in Erfurt, war Mitglied der „Deutschen Gesellschaft“ in Göttingen und Kaiserlich gekrönte Dichterin.

Der Amtsvorgänger Christian Loebers im Ordens-Meisteramt Dr. Fr. Erhard Loeber († 1770) und seine Schicksale ergeben sich teilweise aus den Akten des Staats-Archivs zu Magdeburg und des Stadt-Archivs zu Erfurt. Fr. E. Loeber war eine zeitlang Leibarzt des Königlich Polnischen Großkanzlers Fürsten Joseph Czartorysky zu Corsetz gewesen und hatte in Polen die Theresia Dzierzanska geheiratet, die ihm zwei Söhne gebar. Etwa im Jahre 1769 entschloß sich Loeber nach Erfurt zurückzukehren und verlor auf der Rückreise in Danzig seine Frau durch den Tod. Aus den erhaltenen Akten der genannten Archive ergibt sich, daß bereits im Mai 1770 über Nachlaßforderungen des Verstorbenen an den Starosten Korzemewsky in Terebezow verhandelt wurde. Wenn die Angabe Loebers, worin er sich bei Übergabe des Ordens-Meisteramts an seinen Schwager am 19. Februar 1770 als „Sterbenden“ bezeichnet, zutreffend ist, so wird er etwa im März oder April 1770 gestorben sein.

Die Familie Loeber war zu Erfurt altangesessen. Christian Erhard Loeber (geb. 1666 als Sohn eines Dr. med. Loeber) war seit 1688 Kur-Mainzischer Advokat zu Erfurt († 1719 zu Arnstadt) und tat sich durch sein Eintreten für die verfolgten Reformierten

in der Pfalz literarisch hervor, was ihn mit dem Reichs-Konvent zu Regensburg in Konflikt brachte¹⁾.

Wir wissen leider nicht, wann der im Frühjahr 1770 verstorbene Leibarzt Dr. Fr. Erhard Loeber das Großmeisteramt des Bundes übernommen hat; sein Eifer für den Orden aber erhellt aus der Tatsache, daß er bald nach seiner Ankunft in Erfurt dort die Loge Sincera Concordia errichtete.

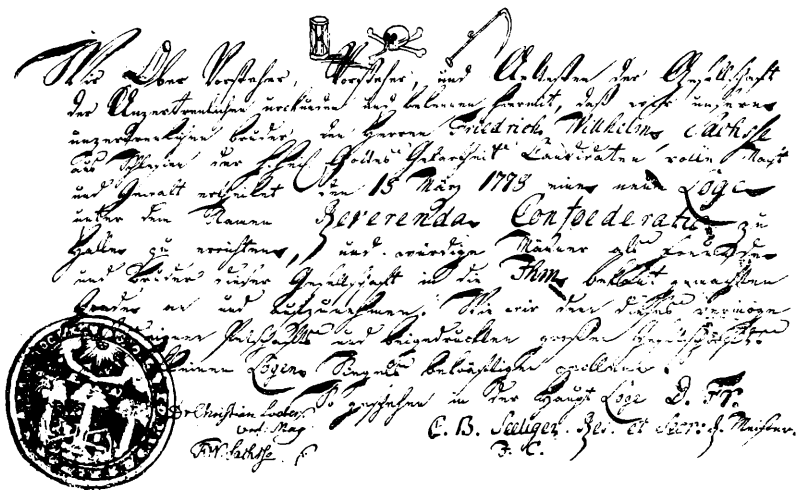
Über den in der obigen Urkunde vom 3. März 1779 genannten Orden-Sekretär Johann Tobias Strubel haben wir einstweilen Näheres nicht ermitteln können. Die Zeichen

Y. ✱ L.

die er neben seinen Namen setzte, werden wir später kennen lernen.

Ehe wir auf weitere Einzelheiten eingehen, fahren wir mit dem Abdruck der Dokumente fort.

Die nachfolgende Urkunde ist gleichsam das Gründungsdokument für die Loge, die die beglaubigten Gesetze des Ordens durch den Ordens-Meister Dr. Loeber ausgehändigt erhalten hat. Sie lautet:

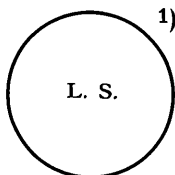


¹⁾ Joecher, Gelehrten-Lexikon.



Wir Ober-Vorsteher, Vorsteher und Ältesten der Gesellschaft der Unzertrennlichen, urkunden und bekennen hiermit, daß wir unseren unzertrennlichen Bruder, den Herren **Friedrich Wilhelm Sachsse** aus Schlesien der h. heil. Gottes Gelartheit Candidaten volle Macht und Gewalt ertheilet, den 15. März 1778 eine neue Loge unter dem Namen **Reverenda Confoederatio** zu Halle zu errichten und würdige Männer als Freunde und Brüder dieser Gesellschaft in die ihm bekannt gemachten Grade an- und aufzunehmen. Wie wir denn dieses vermöge unsers eignen Petschafts und begedruckten großen Gesellschafts- und kleinen Logen-Siegels bekräftigen wollen.

So geschehen in der Haupt-Loge D. Fr.



1) (gez.) Dr. Christian Loeber. ∴

Ord: Mag:

(gez.) C. B. Seeliger. Res. et Secr: & Meister.
J. C.

(gez.) F. W. Sachsse. ∴

Friedr. Wilhelm Sachsse aus Schlesien, der laut eigenhändiger Eintragung in die Matrikel der Universität Halle am 28. Juni 1776 als Theologe immatrikuliert worden war²⁾, war laut eigenhändiger Eintragung in unser Gesetzbuch am 16. Mai 1777 in der Loge *Sincera Confoederatio* zu Halle rezipiert worden, einer Loge, welche ebenfalls zur Haupthütte *Indissolubilis* gehörte.

Diese Loge *S. C. J.*³⁾ — so zeichnen die Mitglieder — war laut Gesetzbuch am 6. Juni 1680 gegründet worden.

Sachsse, auf dessen Namen das obige Patent ausgestellt war, hatte sich bei der Begründung der neuen Loge *R. C. J.* der

1) Wir geben weiter unten einen Abdruck dieses merkwürdigen Logen-Siegels.

2) Die Angabe entstammt dem alphabetischen Verzeichnis der Studierenden der Universität Halle, die der Herr Universitätssekretär für uns eingesehen hat.

3) *Sincera Confoederatio Indissolubilium.*

Hülfe eines Freundes bedient, der in unserem Gesetzbuch als Mitbegründer genannt wird. Es war dies Christian Benjamin Seeliger aus Breslau, der laut Ausweis der Universitäts-Matrikel bereits im Jahre 1770 als Theologe zu Halle immatrikuliert worden war. Auch Seeliger war am 16. Mai 1777 in die Loge Sincera Confoederatio rezipiert worden.

Von nun an zeichnete Sachsse die logenamtlichen Aktenstücke als

Friedrich Wilhelm Sachsse Siles. der Gottesgelahrtheit Candidat

D. L. R. C. F. I.

d. h. **D**(irektor) **L**(ogiae) **R**(everendae) **C**(onfoederationis) **F**(ratrum)
I(ndissolubilium)

und Seeliger als:

Christian Benjam. Seeliger Sil.,

d. R. C. Res: et Secr:

d. h. der **R**(everenda) **C**(onfoederatio) **R**(esidens) und **S**(ecretarius).

Die neue Tochterloge Reverenda Confoederatio mußte sich laut erhaltener Urkunde verpflichten, den 6. Juni als Festtag zu begehen, weil die Loge Sincera Confoederatio, aus der sie erwachsen war, „an diesem Tage begründet war“.

Die Gesetze, die die Reverenda Confoederatio erhielt, waren, wie unser Ordensbuch ergibt, Abschriften der Gesetze, Sitten, Gewohnheiten und Geheimnisse, wie sie in der am 6. Juni 1680 gestifteten Sincera Confoederatio in Gebrauch waren¹⁾. Aus welcher Loge die letztere im Jahre 1680 die Gesetze erhalten hatte, wissen wir nicht.

Gleich bei ihrer Einweihung am 15. März nahm die R. C. I. — sie zeichnet auch V. R. C. I. d. h. **V**(enerabilis) **R**(everenda) **C**(onfoederatio) **I**(ndissolubilium) — den Johann Gottlob Hickmann aus Schlesien auf, der sich in der eigenhändigen Eintragung in das Gesetzbuch „Candidaten der heiligen Gottesgelahrtheit“ nennt, und der laut eigenhändiger Eintragung in die Matrikel am 30. April 1776 Student der Theologie geworden war.

Am gleichen Tage wurde auch Johann Benjamin Großmann aus Schlesien (als Jurist am 9. Oktober 1777 immatrikuliert)

¹⁾ Die Abschriften unseres Gesetzbuches sind schlecht und flüchtig gemacht; in der Regel ist der Name Sincera Confoederatio durch den Namen der neuen Loge Reverenda Confoederatio ersetzt worden; an einer Stelle ist er von später Hand verbessert, dann aber wieder mit Blei bemerkt worden, daß an der korrigierten Stelle Sincera Confoederatio gestanden hat.

Mitglied der Loge. Weitere Aufnahmen geschahen in rascher Folge: am 21. März 1778 ward Benj. Gottlob Drescher aus Liegnitz (immatrikuliert am 9. Oktober 1777 als Jurist), am 4. April 1778 Samuel Ephraim Kartscher aus Schlesien (immatrikuliert am 28. April 1777 als Theologe) aufgenommen; ihnen folgten am 6. Juni 1778 Benjamin Gottlieb Andritzky aus Schlesien (10. Oktober 1777 als Theologe immatrikuliert), und am 9. Juni 1778 Carl Melchior Gottfried Reder aus Schlesien (30. September 1777 immatrikuliert).

Auch im Winter-Semester 1778/79 dauerten die Aufnahmen fort: am 5. Oktober 1778 ward Joh. Friedr. Jaeger aus Halberstadt rezipiert, der bereits am 11. Oktober 1775 in Halle stud. jur. geworden war, dann am 16. Januar 1779 Joh. Christian Zacharias Zinck aus Magdeburg (Jurist in Halle seit 26. September 1775), dann am 1. April 1779 Christ. Theod. Heinr. Müller aus Mecklenburg-Strelitz.

Aber nicht nur Aufnahmen, sondern auch Anschlüsse aus anderen Logen fanden statt. Friedr. Heinrich Quitmann aus Westfalen (immatrikuliert als Theologe am 30. September 1777) war laut Gesetzbuch am 8. Januar 1778 (also vor Errichtung der R. C. I.) in der Loge Sincera Confoederatio aufgenommen worden; im Sommer 1778 vollzog er seinen Anschluß an die neue Tochterloge. Ein weiterer durch Anschluß erfolgter Gewinn war der des Christian Gottfried Koepfel aus Leipzig, in dem die junge Loge einen erfahrenen Bruder erhielt. Koepfel hatte laut Gesetzbuch (Bl. 60, 1) schon am 12. April 1778 seine feierliche Verpflichtung als Mitglied des „Senats“ in der Loge „S. Fraternitas“ abgelegt.

Der Inhalt des Gesetzbuches ist, abgesehen von den oben wiedergegebenen und einigen anderen einleitenden Urkunden, folgendermaßen gegliedert:

1. Gesetze des 1. Grades der Unzertrennlichen. Bl. 8–11.
2. Geheimnisse des 1. Grades. Bl. 12–14.
3. Sitten und Gewohnheiten der Loge Reverenda Confoederatio. Bl. 15–18.
4. Gesetze des 2. Grades. Bl. 20.
5. Geheimnisse des 2. Grades. Bl. 21.

6. Gesetze des 3.¹⁾ Grades der Unzertrennlichen. Bl. 22—25.
7. Geheimnisse. Bl. 27—29.
8. Gesetze des 3. Grades oder der Meister der Hütten der Unzertrennlichen. Bl. 32—36.
9. Schwur der Meister. Bl. 36—37.
10. Geheimnisse der Meister. Bl. 38—39.
11. Gesetze des 4. Grades oder der ältesten Loge der Meister der Unzertrennlichen. Bl. 42—45.
12. Geheimnisse der Meister des 4. Grades. Bl. 47—48.
13. Eid für die Brüder der ältesten²⁾ Loge oder des Senats.
14. Gesetze der Brüder des Senats. Bl. 63—64.
15. Für die Residenten. Bl. 65—66.
16. Pflichten eines Sekretärs. Bl. 67—68.
17. Pflichten des Redners. Bl. 68—69.
18. Für den 5. Grad.
19. Geheimnisse des 5. Grads.

Die unter 18. und 19. aufgeführten Urkunden sind auf zwei Quart-Blättern dem Gesetzbuch lose beigelegt. Sie sind in Geheimschrift geschrieben, aber es ist eine Übersetzung beigefügt; der Schlüssel für die Chiffren-Schrift liegt ebenfalls lose bei.

Nicht alle Urkunden des Ordensbuches tragen den Vermerk, daß sie mit den dem Ordensmeister vorgelegten Originalen übereinstimmen. Tatsächlich tragen denn auch manche Dokumente die Spuren mehrfacher starker Überarbeitung von verschiedenen Händen, die erkennen lassen, daß die Loge, die das Gesetzbuch brauchte, zu verschiedenen Zeiten Änderungen der gesetzlichen Bestimmungen vorgenommen hat. Auch Nachträge verschiedener Art, die zweifellos erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus den praktischen Bedürfnissen des Tages heraus gemacht worden sind, finden sich und es ist z. B. selbstverständlich, daß die Bestimmungen über die Feier wichtiger Gedenktage, die an Ereignisse des 18. Jahrhunderts anknüpfen, nicht bereits vorher in dem Ordensbuch gestanden haben können.

Wir beginnen hier aus Gründen, die sich später ergeben werden, mit dem Abdruck der unter Nr. 2, Nr. 5, Nr. 7 und Nr. 10 erwähnten Urkunden.

¹⁾ Die Zahl 3 ist nach Radierung einer früher an derselben Stelle stehenden anderen Zahl eingesetzt.

²⁾ Das Wort „ältesten“ ist von späterer Hand gestrichen.

Geheimnisse des I. Grades¹⁾.

I.

Das Gesellschafts-Zeichen dieses Grades besteht aus einem silbernen Creutz, auf dessen einer Seite drei Palm-Bäume sich befinden mit einer darüber halbscheinenden Sonne mit denen Buchstaben:

N. J. A.

oder nutzbar ist Alles. Auf der anderen Seite aber zwei Herzen, welche durch Ketten miteinander verbunden (mit) einer diese bestrahlenden Sonne nebst den Buchstaben:

P. Y. A.

oder: Vortrefflich mein Bruder.

II.

Das Namens- oder Stambuchs-Zeichen dieses Grades soll also seyn:



III.

Das Zeichen dieses Grades, an welchem ein Bruder zu erkennen, ist also, daß er vornemlich, jedoch mit der größten Behutsamkeit, beyde usw.²⁾

Hat nun ein Fremder, der³⁾ . . . in einer anderen Loge aufgenommen worden ist, dieses Zeichen nachgemacht, so kann ihn der Bruder um die Losung befragen, diese aber ist:

IV.

P. Y. A. Sagt nun der andere $\overline{\text{II}} - +$ so spricht der Bruder Y — + dann jener $\overline{\text{II}}\{ - +$ dieser $\beta - +$ etc.⁴⁾

¹⁾ Oberhalb dieser Überschrift sieht man den Totenkopf auf gekreuzten Schenkelknochen.

²⁾ Dinge, die zum Zwecke der strengeren Geheimhaltung lediglich mündlich zu überliefern waren, verschweigt das Gesetzbuch.

³⁾ Hier folgt ein unleserliches Zeichen.

⁴⁾ Die Andeutungen sind nur dem Eingeweihten verständlich und sollten es sein.

V.

Allezeit den 1. Sonntag in einem Monat ist eine **Extra-Loge**¹⁾ vor diesen Grad, wozu aber die Brüder der höheren Grade außer dem Vorsteher dieses Grades zu kommen nicht verbunden.

VI.

Die Brüder dieses Grades halten solche (Extra-Loge) um 1 Uhr, da dann ein Bruder nach der Reihe seine Freunde mit einer deutschen Rede unterhalten wird.

VII.

Ehe die Brüder zu der ihnen vom Senat aufgesetzten Stunde in die L.-Stube treten klopfen sie vorhero — — — an die Thüre²⁾, welches unser gewöhnliches Anklopfen in der L. und im Nothfalle bey unsern Freunden seyn soll.

VIII.

Der Stiftungstag dieser Gesellschaft ist der 24. August, dieser wird allemal sowie der 19. Februar als der Stiftungstag der Loge zu Erfurth; der 1. May, da im Jahr 1675 diese Gesellschaft einen der feierlichsten Tage gehabt³⁾, der 6. Juni als der Stiftungstag der Loge Sincerae Confoederationis⁴⁾, der 30. Januar als der Stiftungstag der Loge Sincerae Fraternitatis zu Halle⁵⁾ und der 15. März 1778 als der Einweihungstag dieser Loge, welche den Namen Reverenda Confoederatio führt, auf das feierlichste begangen werden.

IX.

Auf eben diese Art, nämlich durch Reden und andere Feyerlichkeiten begehrt jedes Jahr eine jede Loge den Geburtstag ihres Landesfürsten; und dann

¹⁾ Das Wort ist in der Vorlage durch die Schrift ausgezeichnet.

²⁾ Die Art des Anklopfens ward ebenfalls nur mündlich überliefert.

³⁾ Es scheint, daß der Tag der Vereinigung der im Jahre 1580 gegründeten Gesellschaft der Unzertrennlichen mit der im Jahre 1617 gestifteten Gesellschaft des Palmbaums gemeint ist.

⁴⁾ Laut späterer Urkunde ist die Loge Sincera Confoederatio am 6. Juni 1680 von dem Logen-Meister Obrist-Lieutenant von Vitinghof errichtet worden. Die Angaben beider Dokumente ergänzen sich also.

⁵⁾ Diese Loge kann ich sonst nicht nachweisen; die Unzertrennlichen hatten also damals drei Logen in Halle.

X.

Rechnet sie die Geburtstage des Ober-Vorstehers und Direktoris unter ihre festlichen Tage.

XI.

Noch soll auch einer jeden Loge der 13. Dezember als der Sterbetag unsers unzertrennlich mit uns verbundenen und nunmehr verewigten **Gellerts**¹⁾ feierlich sein, an welchem Tage gewiß ein jeder Bruder seinem Andenken eine fromme Thräne weyhen und seinem vortrefflichen Beispiel nachzukommen sich aus allen Kräften bestreben wird.

XII.

Bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes²⁾ in diesen Bund³⁾ oder anderweitigen Vorfällen, sie mögen Namen haben wie sie wollen, hat der L. M. 3, der Resident der Loge 2 und jeder andere Bruder 1 Stimme.

XIII.

Die Vota aber werden dem L. M. in geheim gegeben, welcher dann vermöge seines Eides nach den ausgefallenen mehrsten Stimmen entscheidet.

Da bey einer vollkommen Loge einem jeden **Grade** wieder gewisse Vorsteher vorgesetzt sind, welche in dem **Senat ihrer Hütten** Sitz und Stimme haben, so ist es einem jeden Bruder ewig Pflicht, seinem Vorsteher Gehorsam und Liebe zu erzeigen, alle seine Ermahnungen freundschaftlich aufzunehmen und die ihm obliegenden Pflichten auf das genaueste zu befolgen.

Sollte aber einer sich und seine Pflichten vergessen, so wird dieses der Vorsteher seines **Grades**, wenn seine Ermahnungen nichts fruchten sollten, dem **Senat** melden, welcher ihm alsdann willkürliche Bestrafung bestimmen⁴⁾ wird.

¹⁾ Der Name ist durch die Schrift ausgezeichnet. Gellert — siehe unten — war am 13. Dezember 1769 gestorben. Gellert hat keiner von der Großloge von England herstammenden deutschen Loge angehört, viel weniger ist er einer ihrer geistigen Führer gewesen.

²⁾ Ursprünglich standen an der Stelle die später durchstrichenen Worte: Ordens-Bruders.

³⁾ Das Wort ist später durchstrichen und mit Bleistift an die Stelle gesetzt: „Gesellschaft“.

⁴⁾ Von der ersten Hand ist geschrieben „erfolgen“; dies Wort ist später durchstrichen und an seiner Stelle von anderer Hand das Wort „bestimmen“ gesetzt worden.

Wir kommen weiter unten auf einige Punkte zurück, welche durch den Inhalt dieser „Geheimnisse“ des ersten Grades in erwünschter Weise geklärt werden. Hier wollen wir nur auf die geschichtlichen Tatsachen den Finger legen, die durch unsere Urkunde bezeugt werden.

Es war, wie wir auch sonst wissen, in diesen älteren Systemen üblich, wichtige Stiftungstage festlich zu begehen oder wichtige Todestage durch eine Erinnerungsfeier auszuzeichnen. Wir werden das Datum des 24. August unten noch kennen lernen; der 1. Mai aber wird uns anderweit als der Tag genannt, an welchem zu Marburg die Vereinigung der beiden Großlogen der „unzertrennlichen Freunde“ und der „fruchtbringenden Freunde“ (Palmenorden) erfolgt ist; nur daß sonst das Jahr 1671 als Jahr des Beschlusses erscheint, während hier 1675 genannt wird, wo die endgültige Vollziehung der Vereinigung stattfand.

Daß die Loge Reverenda Confoederatio gemeinsam mit ihrer Mutterloge den Tag feierte, wo diese gestiftet war, nämlich den 6. Juni 1680, ist sehr begreiflich und ebenso, daß sie mit der dritten Schwesterloge in Halle, der Sincera Fraternitas, durch die Feier des Stiftungstags der letzteren, des 30. Januar, sich in Verbindung hielt. Aber auffallend ist, daß die Reverenda Confoederatio auch den Stiftungstag der Loge zu Erfurt mitzufeiern verpflichtet war, es muß also auch hier ein näheres Verhältnis bestanden haben.

Sehr interessant ist die Tatsache, daß die Logen dieses Systems auch eine Gedenkfeier für ihren am 13. Dezember 1769 verstorbenen berühmten Bruder Gellert eingerichtet hatten.

Daß Christian Fürchtegott Gellert (geb. 1715) — er war einer der einflußreichsten deutschen Schriftsteller in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — Mitglied dieser Großloge bzw. einer Tochterloge gewesen ist, wissen wir auch aus anderen Quellen. Er hat sich im Stammbuch eines Freundes für die Eingeweihten durch ein „Stammbuchzeichen“ des Ordens als Mitglied zu erkennen gegeben, wie es damals unter den Brüdern üblich war¹⁾. Da die Aufnahme in diese Logen in der Regel bald nach der Immatrikulation erfolgte, so darf man annehmen, daß Gellert etwa im Jahr 1735 aufgenommen worden ist.

Den in diesen Geheimnissen des ersten Grades erwähnten Senat oder die „Loge der Ältesten“ (Senioren), seine Einrichtung und Verfassung werden wir im folgenden Artikel kennen lernen.

¹⁾ Siehe das Stammbuchzeichen bei R. und R. Keil, Die deutschen Stammbücher, Berlin 1893, S. 301.

Geheimnisse des II. Grades¹⁾.

1. Das Gesellschafts-Zeichen dieses Grades ist ebenso wie bey dem 1.: nur daß unter dem Herzen über dem Tottenkopf die Buchstaben

N. N. S.

sich befinden.

2. Auf der einen Ecke dieser Seite befinden sich die Buchstaben:

E. T. V.

3. Auf der einen Ecke der anderen Seiten aber das Namens- oder Stammbuchs-Zeichen dieses Grades, nämlich



4. Das Zeichen dieses Grades, an welchem ein Bruder den man vorhero durch das Zeichen und die Losung des I. Grades entdeckt hat, als ein Bruder dieses Grades zu erkennen, ist also, daß man, nämlich jedoch mit der größten Behutsamkeit beyde Augen zumacht und die rechte Hand auf den Mund legt, das rechte Bein aber in die Höhe zieht — — —²⁾

Sollte nun der andere Bruder dieses Zeichen auch machen, so kann der Bruder dieses Grades denselben um die Losung befragen.

5. Die Losung dieses Grades aber ist:

E. T. V.

Sagt nun der andere Bruder etc.²⁾

6. Daß diese Gesellschaft der Unzertrennlichen am 24. August 1617 gestiftet worden — — —³⁾

Die in diesen „Geheimnissen“ erwähnten Buchstaben

N. N. S.

werden uns weiter unten, angeordnet über dem Tottenkopf, noch im Bilde begegnen.

¹⁾ In der Linie dieser Zeile ist der Tottenkopf auf zwei gekreuzten Schenkelknochen abgebildet.

²⁾ Der Schluß ist im Gesetzbuch fortgelassen.

³⁾ Hier ist kenntlich gemacht, daß Worte fehlen.

Ihre Deutung ist ebenso unsicher wie die der Buchstaben
E. T. V.

die die Losung dieses Grades enthielten.

Zu den Erkennungsmitteln gehörten das „Zeichen“, die „Losung“ (Wort) und gewisse Handstellungen, bezw. -Bewegungen. Wir erfahren aus den erhaltenen Akten, daß man die Formen und die Art dieser „Erkennungszeichen“ wechselte, sobald sie bekannt geworden waren; aber im Prinzip blieben Zeichen, Wort und Handgriff doch offenbar immer gewahrt.

Der Hinweis auf den 24. August 1617 — es ist der Stiftungstag der Großloge Zu den drei Palmen, die wir kennen lernen werden — als Stiftungstag dieser Großloge ist, wie wir später sehen werden, ein Quid pro Quo. Die Großloge Indissolubilis, wie sie seit 1675 bestand, war eine vereinigte Großloge und besaß als solche zwei Stiftungstage. In den unteren Graden ward der Tag der fruchtbringenden Gesellschaft gefeiert, in den höheren dagegen galt, wie sich später zeigen wird, der Tag und das Jahr der Hauptloge Indissolubilis als der wichtigere. Vielleicht, daß beides auf einem bei der Vereinigung getroffenen Abkommen beruhte. Bei der starken Stellung, die sich der Palmenorden errungen hatte, war es minder bedenklich, wenn die Zusammenhänge der seit 1675 bestehenden vereinigten Großloge mit dem „Palmbaum“ bekannt wurden; er bot für alle Teilnehmer eine gewisse Deckung dar.

Geheimnisse des III. Grades.

I. Das Gesellschafts-Creutz dieses Grades ist eben wie bei dem I. Grade, nur daß es vergoldet und daß sich auf der einen Seite neben dem Herzen linker Hand auf der Ecke die Buchstaben befinden:

S. P. T.

und zur rechten

E. T. V.,

in der andern Ecke aber die Buchstaben

N. I. A.¹⁾

¹⁾ Hier sind die Worte: „und zur rechten E. T. V., auf der anderen Seite die Buchstaben N. I. A.“ von späterer Hand durchstrichen.

II. Das Namens- oder Stambuchs-Zeichen soll also seyn :



III. Das Zeichen dieses **Grades**, an welchem man einen Bruder, den man vorhero durch das Zeichen des **I. Grades** ferner entdecken will, soll also seyn, daß ein Bruder dieses **Grades** erst die linke Hand auf beyde etc. . . . sollte nun der andere diß Zeichen nachmachen so kann ihn der Bruder um die Losung befragen. Diese aber ist

S. P. T.

nemlich eine Freundschaft, die über diß alles auch nach dem Tode unzertrennlich etc. Sagt nun der Fremde etc.

IV. Daß diese Gesellschaft am 24. August 1617 auf dem Schlosse zu **Weimar**¹⁾ von den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn **Johann Ernst** dem Jüngeren, Herrn **Friedrich** und Herrn **Wilhelm** Gebrüdern, allerseits Herzogen zu **Sachsen-Weimar**²⁾, Herrn **Ludwig** und Herrn **Johann Kasimir**, Fürsten zu **Anhalt**³⁾; dann von Herrn **Dietrich** von dem **Werther**, Obristen, Herrn **Friedrich von Kospoth**, fürstlich Sächsischen Hoffmeister und Herren **Christoph v. Krosigk** gestiftet worden.

¹⁾ Die hier fett gedruckten Worte sind in der vorliegenden Handschrift mit großen lateinischen Buchstaben geschrieben.

²⁾ Herzog Johann Ernst der Jüngere wurde am 21. Februar 1594 geboren und starb am 4. Dezember 1626. — Herzog Friedrich, des ersteren Bruder (geb. 1596) stand in den Diensten der Oranier in den Niederlanden und fiel in der Schlacht bei Fleurus (26 Jahre alt). — Herzog Wilhelm (geb. 1598), Gemahl der Eleonora Dorothea von Anhalt, führte das Schwert auf niederländisch - pfälzischer Seite für den Winterkönig Friedrich von der Pfalz. Er übernahm die Würde des Ordensmeisters nach Ludwig von Anhalts Tode. — In der Stammrolle des Ordens führen sie die Nummern 3, 4 und 5 und zwar in der Folge, wie sie das Gesetzbuch nennt.

³⁾ Über Fürst Ludwig von Anhalt, den eigentlichen Begründer des Palmenordens s. G. Krause, Fürst Ludwig zu Anhalt-Cöthen usw. Neusalz 1879, 3 Bde. — Johann Casimir, geboren 1596, starb am 15. September 1660.

Dietrich von dem Werder trat im Jahre 1620 dem Orden bei und Friedrich von Kospoth im Jahre 1622.

Christoph von Krosigk, Fürstlich Anhaltischer Hofmarschall, trägt die Matrikel-Nummer 7 und ist bereits 1617 Mitglied.

VI.¹⁾ Daß sein eigentlicher Name

der **Palmorden** oder die fruchtbringende Gesellschaft ist,

mit welcher sich der

Orden der Unzertrennlichen

zu **Marburg** am 1. Mai 1671 vereinigte.

VII. Daß er aus V Graden besteht.

VIII. Daß nachstehende **Logen** im Jahr 1680 errichtet und ihnen die benannten Personen vorgesetzt worden, als

IX. Eine **Loge** zu **Jena** unter dem Namen **Optima Confoederatio** und ist als Logen-Meister dahin abgegangen Herr **Ernst v. Riedesel**.

X. Zu **Helmstaedt** ist die **Loge** unter dem Logen-M: Herren **v. Hein** errichtet worden und führet den Namen: **Vera fratrum amicitia**.

XI. Die Haupt-**Loge**, welches allemal diejenige ist, wo sich der **Ordens-Meister** oder **Ober-Vorsteher** dieser Gesellschaft der Unzertrennlichen befindet, führet den Namen: **Div. Fr:**

XII. In Halle ist den **6. Juni 1680** eine **Loge** unter dem Namen **Sincera Confoederatio** von dem L.-M. Herrn Obrist Lieutenant **v. Vitgenhofen** errichtet worden.

XIII. Zu **Leipzig** ist die **Loge** benannt **Intima Fraternitas** unter dem Logen-Meister Herrn **v. Minckwitz**.

XIV. Zu **Wittenberg** heißt die **Loge** **Optima Concordia**, welche von dem Logen-Meister, Herrn **v. Ponickau** errichtet worden.

XV. Zu **Ronneburg** ist im Jahr 1680 den 6. Januar in der **Loge Felicis Fraternitatis** ein von dem damaligen Logen Meister, Herrn **Johann Prescher**, Hoffprediger zu gedachtem Ronnberg verfaßtes und mit Charakteren geschriebenes Buch vorgefunden worden, in welchem sich viele unserer Brüder mit schönen Denksprüchen verewiget und auch verschiedene ihre Wappen beigedruckt haben; und wird dieses Buch in der Hauptloge deswegen vor den IV. Grad aufbehalten, weil zu Anfange des Buchs stehet: „Ein Buch vor den IV. Grad.“

¹⁾ Hier folgt auf Artikel IV gleich Artikel VI; Artikel V ist (wohl versehentlich) ausgelassen.

XVI. Daß im Jahre 1770 der nun seliger Herr Dr. **Friedrich Erhard Loeber**, hochfürstlicher Chartorinsischer Leib Medicus und Physicus zu Corsetz als **Ordens Meister** dieses **Ordens der Unzertrennlichen** zu Erfurth eine Loge unter dem Namen **Sincera Concordia** errichtet und am 19. Febr. vorgenannten Jahres seinen Vetter, Herren Dr. **Christian Loeber**, der bereits im Jahr 1764 zu **Dresden** in der **Loge Gloriosae Amicitiae** von dem damaligen, nun aber seeligen **Logen Meister**, Herrn von **Zettlitz**, aufgenommen worden, laut nachstehenden Documentis die Würde eines **Ordens Meisters** kurz vor seinem Ende übertragen und Ihm zugleich nebst Übergebung der vorhandenen **Original-Dokumenten** und Urkunden volle Macht und Gewalt ertheilet, nicht nur die noch stehenden **Logen** zu bestätigen, sondern auch geschlossene zu eröffnen und neue zu errichten.

Hisce¹⁾ attestor moriens, cognatum meum Dr. Christian Loeber, Altenburgensem Medicinae Doctorem a me secunda vice in ordinem Fratrum Inseparabilium receptum esse et eidem Dr. Loebero praesidium Ordinis tradidisse, simulque has leges cum documentis originalibus concordare.

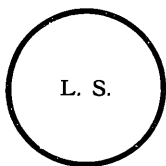
Erfordiae, die XIX Mens Febr. MDCCLXX

Dr. Fr. E. Loeber. O. J. Mag.

Daß diese Geheimnisse, wie vorstehende Gesezze mit denen Original-Documenten vollkommen übereinstimmen, wird andurch bei Ehre und Wort und zugleich bundtsmäßig mit gehöriger Unterschrift und begedruckten größern Siegel unseres heiligen Bundes bekräftiget. So geschehen Halle in der Haupt-Hütte **Divinae Amicitiae**, den 4. März 1779

Dr. Christian Loeber ✓:

Ord: Fr: Jns: Mag:



Johann Tobias Strubell

V. Ord. Sec. Y. +. L.²⁾

Wir haben die geschichtlichen Tatsachen, die sich aus diesen Geheimnissen des dritten Grades ergaben, bereits früher im Hohenzollern-Jahrbuch teilweise erörtert und werden alsbald auf einzelnes zurückkommen.

¹⁾ Das Folgende ist mit anderer Tinte geschrieben.

²⁾ Diese beiden Unterschriften sind eigenhändig vollzogen.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Umstand, daß die Hauptloge der unzerstrennlichen Freunde im Jahre 1671 zu Marburg ihre Vereinigung mit der Hauptloge der fruchtbringenden Freunde beschlossen hat und daß unser Gesetzbuch, wie dessen Aufbau deutlich zeigt, einen nur mangelhaft gelungenen Versuch darstellt, ein einheitliches Gesetzbuch der vereinigten Großlogen zu schaffen.

Außer diesen geschichtlichen Nachrichten erheischen aber auch die Bemerkungen über Ronneberg Beachtung.

In dieser Stadt bestand zu Anfang Januar 1680 die Loge Felix Fraternitas, die ein in Geheimschrift geschriebenes Ordensbuch für den vierten Grad besaß, also das Recht hatte, diesen Grad zu erteilen. Es gab immer nur einzelne Logen, und zwar waren dies regelmäßig die älteren, angesehenen und größeren, welche die höheren Grade austeilten konnten und dieser Umstand, sowie die Tatsache, daß in dem im Jahre 1680 dort vorgefundenen Ordensbuch bereits damals sich viele Brüder mit schönen Denksprüchen verewigt hatten, die natürlich nur nach und nach aufgenommen worden sein können, beweist, daß die Loge alt war und daß, wenn Joh. Prescher wirklich der Verfasser, nicht der Abschreiber war, auch das Buch älter als 1680 gewesen sein muß.

Wie mag es kommen, daß das kleine Ronneberg in dieser Großloge eine solche Bedeutung besessen hat? Die Frage ist auch in Rücksicht auf die später zu erörternden Tatsachen über die Zusammenhänge mit den Grafen von Reuß und Schwarzburg und den Hütten der Bergleute von Erheblichkeit.

Die ehemalige Herrschaft, das spätere Sachsen-Altenburgische Amt Ronneberg, war noch im 14. Jahrhundert als Teil des Vogtlandes den Reichs-Vögten unterworfen und genoß infolgedessen eine große Unabhängigkeit: durch Reuß-Gera ward die Herrschaft in zwei Teile geteilt und grenzte im übrigen an Schwarzburg und die Schönburgische Herrschaft. Als Sitz eines uralten Bergbaus hatte das Land viele Beziehungen zu Böhmen und bot in Zeiten staatlich-kirchlicher Verfolgung durch seinen eigenartigen politischen Rechtszustand eine vortreffliche Rückzugslinie dar. Herzog Ernst der Fromme, der durch seine Gemahlin im Jahre 1636 die Herrschaft bekam, hatte um so weniger Grund, die Loge zu stören, weil er selbst dem Bunde angehörte.

Beachtenswert sind ferner die Notizen, die sich im elften Absatz unserer Urkunde über die Zusammensetzung und den Namen der „Hauptloge“ finden.

Der „Obervorsteher“ — meist wird er der Ordensmeister genannt — ward ohne Bindung an einem Ort aus den Brüdern gewählt; an seinem Wohnort befanden sich auch sein Vertreter und seine Amtorgane und die Loge, der diese Brüder angehörten, ward dadurch für die Amtsdauer des Großmeisters zur Großloge oder Hauptloge im engeren Sinne des Wortes.

Die also zusammengesetzte Hauptloge tagte nur unter einem besonderen und zwar unter dem zu ihrer Bezeichnung stets wiederkehrenden Namen

Divina Fraternitas

oder wie es in dem Erlaß des Ordensmeisters vom 3. März 1779 heißt (siehe oben):

Divina Amicitia.

Besondere Beachtung verdient die Tatsache, daß an dieser Stelle die Bezeichnung „unser heiliger Bund“ gebraucht wird, die sonst in lateinischer Form als *Sancta Fraternitas* — gewöhnlich nur *S. F.* geschrieben — wiederkehrt. Ausdrücke wie „*Venerabilis Ordo*“ und „Ehrwürdige Gesellschaft“, „heiliger Bund“ und „heilige Brüderschaft“ „heilige Geheimnisse“, „heiliges Ordens-Kreuz“ usw. sind doch sehr eigenartig, wenn man in diesen Großlogen und Logen lediglich eine Abart studentischer Vereine sieht. Und wie kommt es, daß diese angeblichen „Vereine“ sogar „Tempel“ und „Altäre“ besitzen, und, wie wir sehen werden, in Gebrauch haben?

Es trifft sich glücklich, daß die im Jahre 1671 beschlossene, aber erst einige Jahre später zur Durchführung gelangte Vereinigung außer durch unsere Urkunden, auch noch durch ein sehr wichtiges äußeres Denkmal beglaubigt wird, nämlich durch das „große Gesellschafts-Siegel“, wie es noch im Jahre 1778 im Gebrauch war, — ein Siegel, das in seiner Art zugleich charakteristisch ist für die Art und Weise, in welcher die mit der Verschmelzung betrauten Brüder sich ihrer Aufgabe unterzogen haben.

Das Siegel zeigt folgende Figuren und Bilder:



Siegel (verkleinert) der vereinigten Hauptlogen der Unzertrennlichen und der Fruchtbringenden aus dem Jahre 1675.

In der Mitte des Siegels sieht man die drei Palmen, wie sie auf den Kleinoden des Palmbaums, die die Brüder an Bändern um den Hals trugen, sichtbar sind; zu Füßen der Palmen sind Sanduhr, Totenkopf, gekreuzte Schenkelknochen und Sense angeordnet, wie wir sie als Abzeichen aus unseren Urkunden kennen.



Zur Linken dieser Lehrbilder sieht man die Buchstaben **N, N.** zur Rechten den Buchstaben **S.** d. h. diejenigen Buchstaben, die nach den „Geheimnissen“ des II. Grades sich nebst dem Totenkopf auf dem Gesellschaftskreuz dieses Grades befanden.

Im oberen Felde des Siegels erkennt man das flammende Sonnengestirn, auf dessen schwarzem Mittelpunkt die heilige Drei-Zahl in eigentümlicher Form angedeutet ist:



Darunter sieht man zwei verschlungene Arme und Hände, die aus Wolken reichen, über denen die Buchstaben

A. F.

befindlich sind, und unter denen steht:

Æ. A/.

welch' letztere engverschlungene Zeichen im Gesetzbuch selbst folgendermaßen aufgelöst werden:

Aeterna Amicitia Vestra.

Indem man diese Hindeutung wichtig genug hielt, um auf dem Hauptsiegel der Gesellschaft verewigt zu werden, kennzeichnete man das Wort von der ewigen Freundschaft zugleich als Wahlspruch der vereinigten Hauptloge und so erklärt es sich, daß sie sich auch die „Sozietät der ewigen Freundschaft“ nannte. Unter diesem Namen werden wir ihr noch weiter begegnen.

Der Sinn der Buchstaben

A. F.

wird durch die später zu veröffentlichenden „Geheimnisse des fünften Grades“ gedeutet, dessen „Losung“ war:

Amate Fratres.

Die Umschrift des Siegels, soweit sie zu entziffern war, zeigt folgende Buchstaben:

S. O. F. I. C. O.

P. S. S. F. F. C. D.

P. M. M. A. F. R. S.

MDLXXV¹⁾

Geheimnisse der Meister.²⁾

**Adam Herr von Kitlitz, von Isseburg, zu Ingolstadt
uf Rundenau.³⁾**

Glück und Wohl vor die Brüder dieses Ordens!

I.

Hat doch ein jeder Grad seine geheimen Dinge, sollens auch die **Logen-Meister** haben: und diss zum ewigen Gedächtniß.

II.

Hat nun ein Bruder durch alle Loosungen und Zeichen einen Fremden entdeckt und ihn als einen unzertrennlichen

¹⁾ Vielleicht: Sigillum Ordinis Fratrum Inseparabilium Cum Ordine Palmarum Sigillo Seu Fratrum Fructiferorum Coniunctum D. (?) 1675.

²⁾ Die „Logen-Meister“, wie sie auch genannt werden, besaßen das Recht, mit anderen Brüdern Logen zu gründen; sie standen aus diesem Grunde über den Meistern des dritten Grades.

³⁾ Vielleicht verschrieben statt „Rauden“.

Bruder umarmt, so mag er, doch aber fürsichtiglich, das Zeichen dieses Grades machen: dies ist also, daß er erst seine rechte Hand auf seine lincke Brust leget — thut nun der andere ein gleiches — so legt er die linke Hand auf den Rücken und macht mit dem linken Fuße eine kleine Kniebeugung — macht auch dies der andere nach — so umarmt er ihn also: daß er Ihn auf den rechten Backen küßt — küßt ihn nun der andere auch auf seinen rechten Backen — so muß ihn dieser um die Loosung befragen: diese aber ist

III.

Æ. A/. Æternum Amicitæ Vinculum. Ein ewig dauerndes Freundschafts-Band.

Sagt nun jener æ — so sagt dieser te — jener num — dieser vin — jener cu — und dieser endlich lum.

IV.

Das Stambuchs-Zeichen dieses Grades ist



V.

Dieser Grad ist den 25. August 1577 gestiftet worden, welcher Tag alljährlich denen **Logen-Meistern** ein Festtag seyn solle, an welchem sie auf ihre Kosten die Brüder ihrer Loge freundschaftlich bewirthen und dann vor Arme gemeinschaftlich Allmosen sammeln und geben sollen.

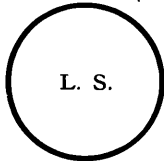
VI.

Daß ich, **Adam, Herr von Kitlitz**, den 25. August 1681¹⁾ als **Logen-Meister** zu Jena²⁾ diese geheimen Dinge verzeichnet und solche meinen Brüdern zum ewigen Andenken hinterlassen habe.

¹⁾ Die Zahl der dritten Stelle (8) ist nachgezogen und dadurch etwas undeutlich geworden; sie konnte ursprünglich auch eine 5 dargestellt haben.

²⁾ Der Logen-Meister der Hauptloge war eo ipso Ordens-Meister.

Daß diese Geheimnisse, sowie vorstehende Gesetze mit Original-Dokumenten vollkommen gleichlauten, wird . . . ¹⁾ an durch bekräftigt. So geschehen Halle in der Haupthütte Divinae Amicitiae den 4. März 1779.



Dr. Christian Loeber. ./:
Ord. Fr. Ins. Mag:

Johann Tobias Strubel²⁾
V. Ord. Sec. Y. ✠ L.

Die geschichtlichen Tatsachen, die sich aus diesen Geheimnissen der „Logen-Meister“ (die im Unterschiede von den Meistern eine besondere Stufe bildeten, die vor der Errichtung der vereinigten Großloge die oberste Stufe des Bundes gewesen zu sein scheint), sind sehr interessanter Art.

Schon aus den bisherigen Nachrichten ergibt sich, und später vorzubringende werden es weiter bestätigen, daß die Mehrzahl der hier beteiligten Geschlechter zu Böhmen, Schlesien, der Lausitz, der Oberpfalz, Anhalt und Ostpreußen nahe Beziehungen besessen hat. Dies wird auch durch die Nennung des Herrn von Kittlitz bestätigt.

Dieses alte, seit dem 13. Jahrhundert in der Lausitz, im 14. in Schlesien und im 15. in Ostpreußen und Böhmen blühende Geschlecht hatte im letzteren Lande unter anderen die Herrschaft Rauden inne und diente in Schlesien den Herzogen von Liegnitz und Brieg, deren Beziehungen zu den böhmischen Brüdern im 16. und 17. Jahrhundert sehr bekannt waren. Albrecht von Kittlitz (gestorben 1604), Landhofmeister in Preußen, gehörte um 1600 zu dem Freundeskreise der Grafen von Dohna³⁾, die an den religiösen Kämpfen der Reformierten stark beteiligt waren und um 1630 oder später lebte und starb ein Alexander von Kittlitz in den Niederlanden⁴⁾. Leider haben wir über die Person des oben genannten Adam von Kittlitz einstweilen nichts näheres feststellen können.

¹⁾ Hier fehlen zwei unleserliche Worte.

²⁾ Die Beglaubigung und die Unterschriften sind eigenhändige Eintragungen.

³⁾ Krollmann, Die Selbstbiographie des Grafen Fabian von Dohna. Leipzig 1905. (Register s. von Kittlitz).

⁴⁾ Zedler, Universal-Lexikon Bd. XV, S. 243.

Auf die im V. Artikel angegebene Jahreszahl 1577 kommen wir später zurück, wenn wir an der Hand der hier einstweilen zurückgestellten „Geheimnisse des fünften Grades“ das Alter dieses Großlogen-Systems erörtern werden.

Die oben abgedruckten und die sonstigen Urkunden unserer Quelle ergeben das Vorhandensein folgender Logen im 17. und 18. Jahrhundert, soweit sie zur Großloge der „Ewigen Freundschaft“ gehörten.

Die Hauptloge dieses Systems hieß stets
 Divina fratrum Amicitia
 (oder Divina Fraternitas)

Unter dieser Hauptloge sind bis jetzt nachgewiesen:

- die Loge Vera Amicitia in Helmstedt,
- die Loge Gloriosa Amicitia in Dresden,
- die Loge Felix Fraternitas in Ronneberg,
- die Loge Intima Fraternitas in Leipzig,
- die Loge Sincera Fraternitas in Halle,
- die Loge Sincera Concordia in Erfurt,
- die Loge Optima Concordia in Wittenberg,
- die Loge Optima Confoederatio in Jena,
- die Loge Sincera Confoederatio in Halle,
- die Loge Reverenda Confoederatio in Halle.

Aus Akten des Jahres 1751, welche in Folge richterlicher Untersuchung wider den Orden der „ewigen Freundschaft“ entstanden sind¹⁾, ergibt sich, daß die im Ordensbuch erwähnten Logen zu Halle, zu Leipzig und zu Helmstedt noch um 1750 blühten, daß aber damals auch in Göttingen, Rinteln, Tangermünde und Braunschweig Tochterlogen dieser Großloge bestanden.

Die Wahl dieser Namen zeigt feste Grundsätze und ein bestimmtes System. Es sind z. B. nur Namen gebraucht, die in gewissem Sinne den Begriff Amicitia festhalten; es sind ferner diejenigen Logen, die in einem besonders nahen Verhältnis standen, mit dem gleichen Hauptwort unter Zusetzung eines Beiworts gekennzeichnet usw.

Merkwürdig aber ist, daß die Namen durchweg nicht der deutschen oder französischen Sprache, sondern der lateinischen

¹⁾ Sie beruhen im Archiv der Loge „Zu den drei Degen“ in Halle.

entnommen sind; wenn man erwägt, daß auch die „Losungen“ und Wahlsprüche der lateinischen Sprache entstammen, so erkennt man, daß das ganze System in einer Zeit zur Ausbildung gelangt sein muß, wo die lateinische Sprache noch als Weltsprache im Gebrauch war; im 18. Jahrhundert hätte sich keine Nation mehr gefallen lassen, daß die nationalen Sprachen in solchen Dingen ausgeschaltet worden wären. Der Versuch, der schon im 17. Jahrhundert durch die Hauptloge Zu den drei Palmen gemacht wurde, die fremden Sprachen auch hier durch die deutsche zu ersetzen, hat doch nur einen teilweisen Erfolg gehabt.

Die oben abgedruckten Urkunden unseres Gesetzbuchs ergeben, daß in der Hauptloge Indissolubilis in allen Graden ein Kreuz als Logenzeichen getragen wurde. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß zur Bezeichnung dieses Systems der Name der Gesellschaft (des Bundes oder des Ordens) Zum Kreuz und die Namen Kreuz-Orden¹⁾, Kreuz-Brüder usw. aufkamen. Es ist dieselbe Erscheinung, die sich bei der „Gesellschaft der fruchtbringenden Freunde“ beobachten läßt; sie hieß die Gesellschaft „Zum Palmbaum“, auch wohl der „Orden des Palmbaums“, obwohl die amtlichen Vertreter dieser Gesellschaft die Bezeichnung „Orden“ stets grundsätzlich abgelehnt haben²⁾.

Auch andere Namen, die von Äußerlichkeiten hergenommen waren, bürgerten sich ein, und Spitznamen verschiedenster, oft gehässiger Art kamen in Umlauf. Die fortgesetzte Betonung der „Freundschaft“, die ja auch in dem amtlichen Namen ihren Ausdruck fand, trug den Brüdern den Namen „Orden der Freundschaft“ oder „Orden der Amizisten“ ein; auch andere Wahlworte und Namen, wie Concordia, Constantia, Unitas, Harmonia, Fraternitas wurden als volkstümliche Bezeichnungen benutzt; auch die übliche Buchstabensprache führte zu Spitznamen³⁾.

1) So erscheint z. B. in einem behördlichen Erlaß vom 13. Februar 1767 das Verbot des Kreuz-Ordens zu Jena (Meiners, Geschichte der hohen Schulen. Göttingen 1805. S. 169 f.); ferner in Untersuchungs-Akten der Universitäts-Behörde zu Halle aus dem Jahre 1766 ebenfalls ein Kreuz-Orden, der als Zeichen angeblich außer dem Totenkopf etc. eine geflügelte Uhr, eine silberne Sense und ein verschlossenes Gesetzbuch gebrauchte.

2) Näheres über letzteren Punkt bei L. Keller, Comenius und die Akademien der Naturphilosophen. MH. der C.G. 1895 S. 1 ff.

3) In den Niederlanden hieß die Großloge mit den Buchstaben N. V. A. (Nil Volentibus Arduum) „Nil Volenters“ Hohenzollern-Jahrbuch 1906 S. 255.

Die Namen „Fenster-Orden“ oder „heiliges Fenster“¹⁾, „Schiefer Orden“, „Schweine-Orden“, „Renommisten-Orden“, „Lause-Orden“ usw. kamen auf. Auch die Bezeichnung „verfluchte Quäker“ ist urkundlich nachweisbar.

Unter dem gewaltigen Druck, der auf diesen, von Kirche und Staat verpönten Hauptlogen und Logen lastete, wären dieselben dem Ansturm der weit überlegenen Gegner wahrscheinlich weit früher erlegen, als es tatsächlich geschehen ist, wenn sie nicht in den Landmannschaften wichtige Deckverbände und in den sog. Kränzchen wertvolle Pflanzschulen besessen hätten. Diese lange Zeit gesetzlich nicht verbotenen Organisationen waren für die Großlogen des 16. und 17. Jahrhunderts ebenso die schützende Hülle, wie es die Gewerkschaften der Hütten und ehemals vielleicht auch die weltlichen Ritterorden waren. So lange die staatlichen und kirchlichen Behörden nicht zugleich auch die Landmannschaften und die Kränzchen ausrotteten, war deren inneren Ringen, den Logen, nicht ernsthaft beizukommen.

Ehe es eine zuverlässige Geschichte der Landmannschaften gibt, wird die Geschichte der älteren Großlogen-Systeme kaum vollständig klar zu stellen sein.

Es hat Landmannschaften ehemals keineswegs bloß auf Hochschulen gegeben; auch unter den Gewerkschaften, namentlich unter den wandernden Gewerken, wie z. B. den Hütten der Werkleute, gab es Landmannschaften.

Diese Verbände waren festgeschlossene Korporationen, die das Wesen der uralten Begräbnisvereine mit Zähligkeit festgehalten hatten. An den Universitäten waren sie im Mittelalter unter dem Namen der „Nationen“ eine Macht; gewisse äußere Kennzeichen, wie z. B. die Hutschleifen, haben sich sehr lange erhalten.

Sowohl die Reichsregierung wie viele katholische und lutherische Landesregierungen haben seit dem Westfälischen Frieden ihre Kraft auf die Vernichtung der Landmannschaften gerichtet, die man als „Konventikel“, d. h. der Häresie verdächtige Zusammenkünfte und als „Vorwand und Schein“ für andere Zwecke bezeichnete. So beschlossen die Reichsstände am 1. Mai 1654, daß alle „National-Konventikel“ unzulässig und

¹⁾ Es scheint eine Hindeutung auf die Buchstaben S. F. (Sacra Fraternitas), die immer wiederkehren, hier vorzuliegen. Die Buchstaben S. F. erscheinen neben den „Winkelhaken“.

verboten sein sollten und viele Landesherren suchten dieses Reichskonklusum in ihren Territorien durchzuführen.

Aber bei der Unterstützung, die andere Fürsten den Orden gewährten, kam es nicht zu durchgreifenden Maßregeln. Im Gegenteil erfahren wir, daß seit dem Jahre 1675 jene „Konventikel“ einen neuen Aufschwung nahmen. Herzog Bernhard erließ am 22. Juli 1675 ein scharfes Mandat, in dem er die Landsmannschaften lediglich als „Vorwand und Schein“ für gefährliche Bestrebungen bezeichnete und die Verhängung harter Strafen wider die Rädelsführer anordnete.

Hand in Hand mit diesen gesetzlichen Maßregeln gingen schon im 17. Jahrhundert die Mandate gegen die „Orden“, die man in erster Linie zu vernichten wünschte.

So wissen wir, daß an der Universität Tübingen trotz der strengen Mandate, die Herzog Eberhard von Württemberg in Übereinstimmung mit der Reichsgesetzgebung im Jahr 1655 erlassen hatte, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein „Orden“ bestand, den man „Kreuz-Orden“ nannte. Er führte in einem seiner Grade ein silbernes (weißes) Kreuz¹⁾; neben oder auf den Armen des Kreuzes standen die Buchstaben:

L. N. P. H.²⁾

Damit stimmt es überein, daß der akademische Senat zu Heidelberg am 12. Dezember 1683 durch den Rektor die Anzeige erhielt, es sei zu Heidelberg ein „neuer Orden“ — man kannte also schon ältere Orden — „aufgerichtet“ worden; dieser trage „gewisse Zeichen von Band“ und habe wöchentliche Zusammenkünfte³⁾.

In den Original-Urkunden, die unter dem Decknamen Tyrtæus über den Orden der „Harmonisten“ — es ist dies ein Name, der vereinigten Großlogen kennzeichnet — veröffentlicht worden sind⁴⁾, wird erzählt, daß die „Gesellschaft“ zuerst im Jahre 1675 auftaucht; sie sei früher eine bürgerliche Loge gewesen und

1) Man vergl. oben die „Geheimnisse des ersten Grades“ (S. 138).

2) Weiteres bei Robert und Richard Keil, Die Deutschen Stammbücher vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Berlin, 1893, S. 155, Anm.

3) Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg. 1886, II, S. 218, Nr. 1771.

4) Der geheime Bund der „Schwarzen Brüder“, Urquell der vorzüglichsten akademischen Verbindungen. In einer Reihe verbürgter Urkunden mitgeteilt von Tyrtæus, einem ehemaligen Oberen dieses Ordens. Mainz 1834.

erst später ein Studenten-Orden geworden. Damit stimmt es überein, daß dieser Orden, dessen Charakteristik unserem Großlogen-System entspricht, im Jahre 1789 sein einhundertdreizehntes Stiftungsfest feierte.

Wir werden später weitere Hinweise auf das Alter der Orden aus der Literatur beibringen.

Der Raum zwingt uns, den Abdruck der übrigen Urkunden unseres Gesetzbuches und der zugehörigen Dokumente aus anderen Quellen auf eine spätere Zeit zu verschieben. Wir bedauern dies um so mehr, weil wir gerade die interessantesten und wichtigsten Stücke, soweit es sich um das Alter dieser Logen und ihre geistigen Zusammenhänge handelt, gern sofort mit vorgelegt hätten.

Goethe, Maximen und Reflexionen.

Von

Dr. phil. Bertha Kipfmüller in Nürnberg.

Der XXI. Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ ist endlich erschienen. Endlich! — Man ist gewohnt „das grüne Buch mit dem goldenen Stern“ als Weihnachtsgabe zu empfangen. Diesmal kam es zum Osterfest und wenn die Auferstehungstage des Jahres mit der bösen Sieben und dem harten Winter gerade heuer so recht dem farben- und lebensfrohen Bilde, das der Altmeister im „Faust“ von ihnen entwirft, entsprochen haben, so war das Eintreffen des Bandes doch eine rechte Freude für jene, denen Feste feiern ein Versenken, eine Einschau in des Menschen tiefbewegte Brust bedeutet. Für sie war das Erscheinen eine Ostergabe, wie man sie sich nicht besser, nicht schöner, nicht edler wünschte. Da konnte man sich wieder einmal gesund baden im reinsten, geistigen Äther, da durfte man Sonne und Licht empfinden in Geist und Seele, da mußte man Auferstehung fühlen in seinem Herzen! — Ja, wenn Goethe kommt und wie er kommt, ob im Gedicht oder Drama, ob in gebundener oder freier Form — immer bringt er „Mehr Licht!“

So auch diesmal, wo er uns reim- und rythmenlos in den „Maximen und Reflexionen“ entgegentritt. Fast jedermann kennt

den Titel der Spruchsammlung, wie sie sich in den „Werken“ teilweise findet. Viele der kostbarsten Edelsteine sind Allgemein- gut des deutschen Volkes geworden, sei es direkt aus der Quelle, sei es durch das Popularmedium des Wand- oder des seit dem Vorjahre erscheinenden reich ausgestatteten Goethekalenders.

In der Ostergabe liegt nun in einem starken Bande die vollständige Sammlung der Aussprüche in streng authentischer Fassung vor, wie sie die Herausgeber Suphan und Hecker nach den Handschriften des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar in geschlossener Ordnung wiedergegeben haben. Unter den 1413 Nummern befinden sich 171, die bisher garnicht gedruckt sind, sodaß auch der Kenner noch Neues finden wird; viele Aussprüche, die anderwärts bereits zu lesen, sind zum ersten Male in die „Maximen und Reflexionen“ aufgenommen.

Was bedeutet nun dieser Titel? — Tragen wir ihn in unser geliebtes Deutsch über, so lautet er: „Grundsätze und Betrachtungen“ und damit stehen wir mitten im eigenen Leben, denn es gibt wohl keinen Menschen, der nicht das eine hätte und zum andern angeregt würde. Je stärker der Wille, desto fester und geschlossener die Grundsätze, die bald Selbstgebote, bald Selbstverbote werden; je denkender der Geist, je fühlender das Herz, desto umfassender die Betrachtungen, die mit der Größe des Arbeitsfeldes oder des geistigen Gesichtskreises eines Menschen an Wert und Bedeutung gewinnen. „Maximen und Reflexionen“ finden sich aber auch in der einfachen Volksseele, wenn man nur der Mühe wert findet, in ihre Tiefen zu dringen und dort deren lauterer Quellen zu lauschen.

Wieviel mehr bei Goethe, dem Allumfasser, dessen schauende Seele in alle Tiefen der Weisheit und der Erkenntnis drang, dessen Geistesohren das Rauschen vergangener und kommender Jahrtausende vernahmen!

Der Dichter selbst hat für seine Sammlung die verschiedenste Bezeichnung gewählt, bald spricht er von „Einzelheiten“, „Sentenzen“, „Aphorismen“, „Spänen“, auch „Sprüchen“. Mit dieser Bezeichnung verbindet er hauptsächlich die Darstellung eines einzelnen Gedankens in kürzester, ausdrucksvollster Form, wie etwa: „Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen“, — „Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst“, — „Alle Krystallisationen sind ein realisiertes Kaleidoskop.“

Die Darstellung ist schon hier die denkbar kürzeste, aber manchmal geht der Dichter in der Knappheit des Ausdruckes so weit, daß er sogar das Gesetz grammatischer Vollständigkeit übergeht: „Egoistische Kleinstädtereie, die sich Zentrum deucht“. „Dummheit, seinen Feind vor dem Tode, und Niederträchtigkeit nach dem Siege zu verkleinern“.

Doch ist diese Art der Darstellung in der Minderheit. Meist finden sich sehr ergiebige Gedankenreihen, wenn der Dichter über Personen, Bücher, Philosophie, Ethisches, Kunst urteilt, so namentlich über die Baukunst, die er als „verstummte Tonkunst“ bezeichnet. Für diese findet sich eine Reflexion, die ihrem Umfange nach einer kleinen Abhandlung gleicht, freilich einer Abhandlung sonnigster Schönheit, einer Abhandlung, in der die Bausteine tönen und die Architektur lebendig wird und webt „zwischen ewigen Melodien“.

Weil nun die „Sprüche“ in der Minderheit sind, haben die Herausgeber der Sammlung den Titel „Maximen und Reflexionen“ gegeben, aber auch aus dem tieferen Grunde, weil sie „die Offenbarungen eines durchdringenden Geistes sind, der sich beständig aus dem Nährboden erhabenster Sittlichkeit stärkt und erneuert“.

Goethe liebte den Aphorismus zeitlebens. Die Spruchsammlungen der Bibel — man denke an die einzig-unvergleichliche Bergpredigt! — das klassische Altertum, Epiktet und der große unerreichte Aphorist Marc Aurel waren ihm traute Freunde, nicht weniger die eleganten und geistreichen Franzosen des 16. und 17. Jahrhunderts, sowie der deutschpatriotische Zingref. Sie alle hat er studiert mit Notizblatt und Bleistift. Was seiner Individualität entsprach, schrieb er auf und machte ihre Weisheit zu der seinigen, sodaß wir auch in diesen Entlehnungen Erlebtes erblicken dürfen.

Im 6. Kapitel von „Ottliens Tagebuch“ (Wahlverwandtschaften) gibt Goethe Einblick, wie er selbst bei seiner Arbeit verfuhr. Er schreibt darüber: „Einen guten Gedanken, den wir gelesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unser Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigentümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, flüchtige, geistreiche Worte auszuzeichnen, so würden wir sehr reich werden. Briefe hebt man sich auf, um sie nie wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Discretion,

und so verschwindet der schönste, unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns andere“.

Goethe selbst verfuhr nach diesem Rezept. Wir finden in den „Maximen und Reflexionen“ eine Anzahl von Aussprüchen unter Anführungszeichen oder direkt mit dem Namen des Urhebers versehen: „Die Klugen haben miteinander viel gemein.“ Äschylus. — „Deutlichkeit ist eine gehörige Verteilung von Licht und Schatten.“ Haman. Hört! — Das Hört ist von Goethe.

Der Ausspruch: „Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe“, stammt aus einem Briefe Schillers vom 2. Juli 1796, den Goethe unter kleiner Variante in die Wahlverwandtschaften übertragen hat (4. Abschnitt „Aus Otiliens Tagebuch“).

Auch „flüchtige, geistreiche Worte“, also gelegentliche Unterhaltung diente ihm zur Formulierung seiner Sprüche. Das Paradoxon: „Wenn man alle Gesetze studieren sollte, so hätte man gar keine Zeit sie zu übertreten“, ist einem seiner Gespräche mit einer anmutigen Italienerin entnommen, deren Bruder bereits 10 Bände über Gesetzeskunde hatte drucken lassen und der seiner Schwester in seinem Gespräch mit Gesetzen und aber Gesetze in die Quere kam. Diese hatte ihm darauf schon oft geantwortet: „Wenn ihr neue Gesetze macht, so müssen wir uns neue Mühe geben, um auszusinnen, wie wir auch die zunächst übertreten können; bei den alten haben wir es schon weg.“

Vielfach hat Goethe, dessen Korrespondenz eine Weltkorrespondenz war, Notizen aus eigenen Briefen zu allgemeinem Gebrauche notiert: „Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie einem, der früh aufsteht, in der Dämmerung die Morgenröte, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird!“ Wer wird da nicht sofort erinnert an die Schilderung des Sonnenaufgangs in dem großen Faustmonolog II. Teil I. Akt:

Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gesendet
Und stufenweis herab ist es gelungen; —
Sie tritt hervor! — und leider schon geblendet,
Kehr ich mich weg vom Augenschmerz durchdrungen.

Literarische Erscheinungen reizen ihn zu Urteilen, so die Herausgabe einer Sammlung „litthauischer Volkslieder“, bei deren

Betrachtung ihm sonderbar vorkommt, daß man sie so sehr anstaunt, wodurch er zu dem Wort veranlaßt wird: „Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben wie dem Ritter; es kommt nur darauf an, daß jeder seinen Zustand ergreife und ihn nach Würden behandle.“ Dieser Ausspruch ist übergegangen in Wilhelm Meisters Wanderjahre „Aus Makariens Archiv“.

Die „Maximen und Reflexionen“ sind, wie die wenigen Proben beweisen mögen, dem realen Leben entsprossen und der Dichterdenker steht auch hier auf dem Boden der Wirklichkeit. Aber seine große Seele enthebt die Begebenheiten der Alltäglichkeit und seine Geisteskraft prägt daraus Gedanken allgemeiner Giltigkeit. Wer Goethe begegnet, muß Modell stehen und wird umgestaltet zu neuer künstlerischer Form, sei's Schiller oder Shakespeare, sei's Cartesius, Kant oder Schelling, sei's ein Bauer oder ein Schulknabe. Wir, die dann seine leuchtenden Gedanken wahrnehmen, sehen nicht mehr, wer und was dahinter steht, wir fühlen nur noch das Große und Allgemeingiltige, das Bedeutende und Reinmenschliche. So wird auch hier sein Wort zur Wahrheit: „Aus der Natur, nach welcher Seite man hinschaue, entspringt Unendliches.“

Für Goethe war die Gelegenheit stets eine mächtige Göttin. Er lernte ihren Einfluß an sich selbst kennen. Auch alle diese Sentenzen in ihrer Entstehung zeugen dafür. Ganz gelegentlich sind sie aus der tropischen Fülle seiner Gedanken aufgestiegen, etwa während des Diktierens, Auf- und Niederwandeln, und wie es der Augenblick oder die Situation ergibt, werden sie niedergeschrieben, bald auf einen Briefumschlag, bald auf einen abgerissenen Fetzen groben Packpapiers, bald auf Theaterzettel, Briefumschläge, Haushaltungsrechnungen etc. etc. Goethe war eben auch ein großer Ausnützer, ein Sparer an Zeit und Geld. Daher seine unendliche Leistungsfähigkeit nach jeder Richtung.

Die „Zettelchen“ wurden fürsorglich in Papierhüllen untergebracht, die „Einzelheiten“ von Zeit zu Zeit auf reinlich Papier übertragen und dann zogen sie „so sachte mit fort“ in Druck und Welt.

So viel über die Art der Entstehung. Fragt man nun nach der Zeit ihrer Geburt, so weisen die „Maximen und Reflexionen“ sehr verschiedene Lebensalter auf. Die ältesten Aussprüche weisen zurück auf den großen Einschnitt in Goethes Leben: die italienische Reise (1787—88). Eine größere zweite Folge entstammt der

Lektüre des Hippokrates „Über die Lebensweise“. Wir finden die Anklänge hieraus in Wilhelm Meisters „Lehrbrief“ (VII₉), der mit dem Ausspruch des griechischen Arztes anhebt: „Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urteil schwierig, die Gelegenheit flüchtig.“ Ergiebig wird die Sammlung erst mit dem 19. Jahrhundert; je mehr der Dichter im Einblick des Lebens fortschreitet, desto häufiger runden sich die Gedanken zu bedeutenden Sentenzen.

Nicht immer herrscht dabei im Gemüte des Meisters Friedensstimmung. So gebraucht er 1801 den Aphorismus zu scharfer Waffe gegen den Hofbildhauer Johann Gottfried Schadow, der einen Angriff gegen das klassische Kunstideal gewagt hatte. Die Keule fliegt und was da den „Freunden und Gegnern zur Beherzigung“ gesagt wird, saust in verhängnisvollen Hieben herab auf die Banausen. Schon der Anfang der Serie ist von klarer Kraft und Goethe wirft Schadow nichts geringeres vor als die Unkenntnis der Kantischen Philosophie über die Lehre vom Schönen. Auf den Angriff Schadows, daß Goethe sich in den „Propyläen“ nicht deutlich ausdrücke, erwidert er mit folgender Mahnung: „Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Inneres beschauen, ob es denn da auch recht hell ist; in der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.“ Doch blieben diese Aphorismen in des Dichters Mappe aus Scheu vor öffentlichen Zwistigkeiten.

Goethe hatte seinen Aphorismenschatz lange behütet. Die erste Veröffentlichung erfolgte in den Wahlverwandtschaften „Aus Ottiliens Tagebuch“ 1809. Später — 1818 — diente hauptsächlich die Zeitschrift „Kunst und Altertum“ als willkommenes Vehikel, um die „Maximen und Reflexionen“ unter das Publikum gelangen zu lassen. 1829 besorgte Goethe die „Ausgabe letzter Hand“ seiner Werke. Das zweite und dritte Buch von Wilhelm Meisters Wanderjahren war nicht ausreichend zur Füllung eines Bandes. Er ließ Eckermann zu sich kommen, dem er zwei Manuskriptbündel vorlegte, mit dem Auftrag, sechs bis acht gedruckte Bogen zusammen zu redigieren, „um damit vorläufig die Lücken der Wanderjahre auszufüllen“. So entstanden die beiden Sammlungen „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“ und „Aus Makariens Archiv“.

Das Publikum nahm die Beigabe zu den Wanderjahren mit Befremden auf, und so wünschte der Dichter, daß sie wieder getrennt würde. Er hat außerdem verfügt, daß die Aphorismen

in drei Abteilungen über Kunst, Natur und Naturwissenschaften und Ethisches erscheinen sollten. Eckermann und Gustav von Loeper kamen diesem fast unausführbaren Wunsche nach. Die Herausgeber des vorliegenden 21. Bandes konnten sich nicht entschließen „einer Vorschrift zu folgen, mit der Goethe sich selbst ein Unrecht zugefügt hat“. Sie waren zu der Überzeugung gekommen, daß in den Serien, die Goethe selbst angelegt hatte, ein wohldurchdachter Plan herrsche, daß es bald die Analogie, bald der Kontrast sei, wodurch jedem Ausspruch seine bestimmte Stelle angewiesen werde und selbst da, wo überlegte Reihenfolge nicht zu erblicken war, konnten sie sich doch nicht entschließen, zu trennen, was Goethe verbunden hatte. Nur für den „Nachlaß“ haben sie seiner Weisung entsprochen. Das Beste aber, was sie ihm leisten konnten, war, daß sie den Text von Entstellungen säuberten, die der Zufall oder Versehen herbeigeführt hatte und so des Meisters Wunsch erfüllten, den er bei der „Ausgabe letzter Hand“ selbst ausgesprochen hatte, „daß er zuletzt reiner auftreten könne als im ganzen Leben“.

Die vorliegende Spruchsammlung „ein Welt- und Lebensbuch im tiefsten Verstande“ ist „Zum Gedächtnis des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen“, als des 1. Protektor der Goethegesellschaft, gewidmet und enthält als Faksimile in treuester Nachbildung den bis jetzt unveröffentlichten Ausspruch: „Der ächte Deutsche bezeichnet sich durch manchfaltige Bildung und Einheit des Charakters. Weimar, den 10. Januar 1817. J. W. Goethe.“

Im Sinne dieses Ausspruches war auch der verstorbene Fürst ein „echter Deutscher“. „An seiner Wiege hat der Dichter ein Lied des lichten Lebens angestimmt“ und dieses Lied hallte durch sein ganzes Leben, Wirken und Schaffen. Karl Alexander hat nach einem langen „lichten Leben“ später noch an sich den Ausspruch erfahren: „Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen“. Als schwere Schatten auf seine Lebensbahn fielen, da fand er stets Trost bei Goethe. Als ihm der Sohn starb, als ihm die im Weimarer Geist verbundene Schwester Augusta, die erste deutsche Kaiserin, entrissen, als ihm die Gattin und zuletzt auch noch ein Enkel dahingerafft wurde, immer hielt er wieder Einkehr bei Goethe, immer fand er dort wieder Beruhigung und das lösende Wort. An Goethe gebildet schon durch Mutterhand, durch Goethe zu Klassizität im Denken, Fühlen und Handeln erhoben von Eckermann, hat er in Goethe aus sich selbst den Abschluß seines

Lebens gefunden. Die „Maximen und Reflexionen“ waren seine Begleiter bis an seinen Lebensschluß.

Goethe aber, der große Lebenskünstler, hat diese Aphorismen nicht nur aufgezeichnet, sondern wie sie aus der Tiefe seiner Seele hervordrangen, so sind sie auch wieder in die Tiefe seiner Seele zurückgekehrt und haben von dort aus ihren Wiederstrahl gefunden in seinem Leben. Vielfach hat er Widerspruch erfahren. Aber duldsam und voll Menschenkenntnis schreibt er darüber: . . . „Ich erwarte wohl, daß mir mancher Leser widerspricht; aber er muß doch stehen lassen, was er schwarz auf weiß vor sich hat. Ein anderer stimmt vielleicht mir bei, eben dasselbe Exemplar in der Hand.“

Möchte aber das, was aus großem Geiste geboren und in großem Geiste Großes wirkte, nicht untergehen, sondern ewig wieder sich erneuen in uns, die wir das Erbe großer Persönlichkeiten angetreten haben und die Pflicht der Überlieferung des Erbes in uns fühlen für die fernsten Geschlechter!

Gottfried Wilhelm Leibniz und Königin Sophie Charlotte von Preussen.

Von

Dr. Adolph Kohut in Berlin.

Philosophen auf dem Throne, die die Weltweisheit auch als regierende Souveräne eifrig und gewissermaßen berufsmäßig ausübten, hat es von jeher gegeben, wenn auch die Zahl derselben keine sehr große ist. Ich erinnere hier aus der Fülle der geschichtlichen Gestalten nur an die römischen Kaiser Mark Aurel und Julian Apostata, letzterer der Romantiker auf dem Throne der Caesaren, besonders aber an Friedrich den Großen, dessen Bedeutung als Denker E. Zeller in seinem prächtigen Werk „Friedrich der Große als Philosoph“ gewürdigt hat. Ebenso haben gekrönte Damen der Weltweisheit gehuldigt, allerdings nur in beschränkter Anzahl, was sehr begreiflich ist. Denn abgesehen davon, daß das metaphysische Denken mehr ein männliches Metier ist, hatten die Fürstinnen zu allen Zeiten mit den realen Dingen

dieser Welt meist so viel zu tun, daß ihnen die Muße zum Forschen, Kritisieren und Nachdenken fehlte.

Eine der genialsten, geistreichsten und scharfsinnigsten Denkerinnen unter den Königinnen, die das Philosophieren gleichsam als Herzenssache betrieb, ja der es die höchsten seelischen Freuden bereitete, war die am 30. Oktober 1668 auf Schloß Iburg bei Osnabrück geborene und am 1. Februar 1705 in Hannover gestorbene erste Königin von Preußen, Sophie Charlotte, mit Fug und Recht die „philosophische Königin“ genannt.

Sophie Charlotte, die Gemahlin Friedrich I. von Preußen, war eine Frau von hoher Begabung, ausgestattet mit einer außerordentlichen Denkkraft und seltenem kritischem Scharfsinn, deren körperliche und geistige Vorzüge im In- und Ausland anerkannt, ja begeistert gerühmt wurden. Kein Geringerer als Friedrich der Große, ihr Enkel, hat in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ über sie den Ausspruch getan: „Sophie Charlotte war eine Fürstin von ausgezeichneten Verdiensten, die alle Reize ihres Geschlechts mit Anmut des Geistes und einem aufgeklärten Verstande verband. Durch sie kam der Geist der Geselligkeit, wahre Höflichkeit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preußen. Charlottenburg war der Sammelplatz der Leute von gutem Geschmack. Allerlei Vergnügungen und Festlichkeiten der mannigfaltigsten Art machten den dortigen Aufenthalt reizend und den Hof glänzend.“ Auch illustre Ausländer, die nach Berlin und Potsdam kamen, waren von der Persönlichkeit und dem Genie der hohen Frau entzückt; so urteilte der bekannte Ire John Toland, der Führer der im Anfang des 18. Jahrhunderts emporgekommenen „Freidenker“ Englands, der gerade vor zwei Jahrhunderten seine „Reiseschilderungen“ herausgab, über die Königin Sophie Charlotte: „Ich rede hier von der allerschönsten Fürstin unserer Zeit, die keinem Menschen an richtigem Verstande, an hübschen und wohlgesetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit der Konversation und des Umgangs etwas nachgibt. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admiriert sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in den schwersten Stücken der Weltweisheit erlangt hat. Ja, ich muß frei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben niemand gehört, der geschicktere

Einwürfe hätte machen, die Unzulänglichkeit und Sophisterei eines vorgebrachten Argumentes und Schlusses hurtiger entdeckt oder auch die Schwäche oder Stärke einer Meinung leichter penetrieren kann, als eben sie. Kein Mensch hat jedenfalls besser die Kunst gelernt, wie man sich bei allem Tun und Lassen mit Nutzen eine zulässliche Ergötzlichkeit machen könne, als eben sie. Sie sieht gern, wenn Fremde ihr aufwarten und von allem, was in deren Lande merkwürdig ist, Unterricht geben. Was ihre Person anlangt, so ist sie eben nicht lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe; ihre ganze Bildung ist überaus regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft; sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare.“

Bekanntlich hat er an die Königin Sophie Charlotte seine 1704 erschienene Schrift: „Letters to Serena“ gerichtet, in der er den Glauben an einen außerweltlichen Gott und die These einer individuellen Unsterblichkeit bekämpft.

Der Reiz königlichen Glanzes hatte für die hohe Frau nichts verführerisches. So großen Wert auch ihr Gemahl, wie man weiß, auf den königlichen Titel legte, von so geringer Bedeutung erschien ihr der prunkende Purpur des Königtums. Gleich nach ihrer Rückkehr von Königsberg hatte sie sich auf ihr Schloß Lützenburg zurückgezogen, wo sie an Gottfried Wilhelm Leibniz die bemerkenswerten Worte schrieb: „Glauben Sie nicht, daß ich diese Krone und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützenburg gehabt haben.“ Dabei war die philosophische Königin jung, schön, lebenslustig und von heiterer Gemütsart. Wenn es galt, sich zuweilen zu zerstreuen und weltlichen Vergnügungen sich hinzugeben, war sie keine Spielverderberin. Schauspiele, Opern, Ballette, karnevalistische Vergnügungen und Lustbarkeiten bereiteten ihr von Zeit zu Zeit viel Vergnügen, aber ihre Seele lechzte nach Wahrheit und nach der Erforschung der letzten Fragen des Daseins. In dem genannten Lützenburg — dem jetzigen Charlottenburg, welche Stadt nach ihr genannt ist — und auf Schloß Monbijou — auch diese Bezeichnung „Mein Kleinod“ rührt von ihr her —, wo sie die besten und glücklichsten Jahre ihres Lebens verbrachte, wurde für sie der Umgang mit geistreichen, philosophisch geschulten Männern ein förmliches Herzensbedürfnis.

In jenem Kreis der Ritter vom Geiste, der sich um sie versammelte, war jede lästige Hofetikette aufgehoben. So mußten

z. B. alle Damen, die dort Zutritt hatten, zur Vermeidung unnötigen Aufwandes in einfacher schwarzer Kleidung erscheinen. Varnhagen von Ense erzählt, daß als im Jahre 1685 der tapfere Kriegsheld Friedrich von Schomberg — geboren 1615 in Heidelberg und gefallen in der siegreichen Schlacht am Boyne in Irland 11. Juli 1690 — in Begleitung französischer Réfugiés nach Berlin kam und hier Zuflucht und Dienste fand — er wurde Gouverneur von Preußen, Generalissimus des Heeres und Staatsminister —, er an dem Hof Sophie Charlottens noch in seiner Heimat zu sein glaubte, so schön und korrekt wurde dort französisch gesprochen und so fein und artig waren Sitten und Umgang.

Für ihren außerordentlichen Bildungstrieb ist auch der Umstand bezeichnend, daß, als sie sich einst in Leipzig aufhielt, sie in erster Linie die Buchhandlungen besuchte, um dort Umschau nach der neueren Literatur zu halten. In einem solchen Buchladen traf sie mit dem zu jener Zeit berühmten Polyhistor Carpzow zusammen, mit dem sie sich längere Zeit unterhielt, ihn zugleich in die größte Verlegenheit versetzend, denn sie wußte sowohl dem Namen wie dem Inhalte nach neue Werke zu nennen und anzuführen, deren Titel dieser grundgelehrte Mann nicht einmal kannte. Ebenso wird erzählt, daß sie einst einem Geographen gegenüber eine Stadt in Afrika erwähnte, die dieser aus Unwissenheit durch ganz Asien gesucht hatte.

Sie war ferner eine treffliche Komponistin, sang und musizierte mit Fertigkeit und Anmut und schrieb scharfsinnige und geistreiche philosophische Abhandlungen, die sich durch großen Freimut auszeichneten.

Sophie Charlotte war die Tochter des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, des späteren Kurfürsten von Hannover und seiner Gemahlin Sophie, der Tochter des unglücklichen Kurfürsten Friedrich des V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart. Den philosophischen Geist, den sprühenden Humor und die großartige Welt- und Lebensanschauung erbt die erste Königin von Preußen von ihrer reichbegabten Mutter Sophie, einer fürstlichen Dame von philosophischem Scharfsinn, außerordentlicher Klugheit, übersprudelndem Humor und lebhaftem Temperament. Sie erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, sprach und schrieb bald geläufig französisch, englisch, italienisch, erlangte eine große Fertigkeit auch im Lateinischen und zeigte schon frühzeitig eine

große Vorliebe für ernste Wissenschaften, namentlich für **Mathematik** und **Philosophie**.

Als sie in Begleitung ihrer Mutter 1679 nach Paris zu ihrer Tante, der berühmten Pfalzgräfin Elisabeth, reiste, wo sie feine Sitte und Geschmack für Kunst sich aneignete, zog sie schon damals als elfjähriges Mädchen durch ihre Schönheit, Anmut und ihren aufgeweckten Geist die Blicke des französischen Hofes auf sich und wurde der erklärte Liebling des Sonnenkönigs Ludwig XIV.

Am meisten wirkte jedoch auf ihre geistige, Herzens- und Gemütsentwicklung der gewaltige Polyhistor Gottfried Wilhelm Leibniz, geboren den 6. Juli 1646 in Leipzig und gestorben den 14. November 1716 in Hannover, ein. Der dreißigjährige, schon damals weltberühmte Forscher und Denker war im Jahre 1676 als Bibliothekar und Historiograph in die Dienste des genannten Kurfürsten Ernst August in Hannover getreten und der Einfluß, den der so fruchtbare, originelle, schöpferische und vielseitige Genius auf die Kurfürstin Sophie sowohl wie auf ihre einzige Tochter Sophie Charlotte ausübte, war ein außerordentlich heilsamer.

Die Kurfürstin Sophie hätte die Erziehung ihrer Tochter keinem berufeneren und befähigteren Meister anvertrauen können. Unter seiner Leitung entwickelte sich der eigenartige und glänzende Geist der jungen Prinzessin in der wohlthuendsten Weise. Ihr Urteil wurde durch ihn geläutert, ihr Gesichtskreis erweitert und sie erhielt so jenen weiten Blick und den leidenschaftlichen Drang nach Wahrheit und Erforschung der Dinge. Leibniz betrachtete es als eine heilige Aufgabe, den ihm von der Mutter anvertrauten Zögling in einer Weise zu erziehen, daß sie später als regierende Fürstin für das Wohl und Glück ihrer Untertanen ein Scherflein beitragen konnte. Schon im Anfang, gleich als er die blutjunge Prinzessin kennen lernte, erkannte er die vortrefflichen Naturgaben, die ihr eigen waren und er schrieb später, daß daraus nichts anderes „als etwas Herrliches durch Gottes Gnade habe entstehen können“. Von ihrer Mutter „zur wahren, ungefährdeten Gottesfurcht, christlichen Liebe, auch Sanft- und Demut von Jugend auf angeführt“, habe sie stets einen tätigen Glauben und christlichen Wandel bewiesen. „Und während auch fürstliche Geister also verleitet werden, daß sie sich ein mehreres als andere Menschen zu sein bedünken lassen wollen, hat sie hingegen allezeit eine wundersame Leutseligkeit spüren lassen, also daß sie sich ihres hohen Standes und göttlicher

Gaben im geringsten nicht überhoben, sich stets im Reden und anderer Bezeigung so freundlich erwiesen, daß man nicht anders als von Verwunderung entzückt von ihr gegangen. Jedermann zu erfreuen und glücklich zu sehen war ihres Herzens Freude, anderer Unglück ging ihr selbst zu Herzen und glücklich gepriesen hat sich jeder, der in ihrer blühenden Jugend ihr zu nahen die Gnade gehabt!“

Sie fühlte sich zu Leibniz gleichfalls mächtig hingezogen und unterhielt sich mit ihm mit einer wahren Leidenschaft über wissenschaftliche Dinge und philosophische Probleme. Die blühende, von den Dichtern jener Tage überschwenglich gepriesene und besungene Prinzessin sah nicht auf das Äußere, sondern auf das Innere; was sie ergötzte und ihr imponierte, war der Geist, nicht der Körper. Dies zeigte sich auch in ihrem Verhalten zu Leibniz, der bekanntlich, wie sehr er auch als Gelehrter, Forscher, ja sogar als Staatsmann hervorragte, physisch armselig ausgestattet war. Sein äußerer Mensch war wahrhaftig nichts für junge, schöne und nach Liebe sich sehrende Mädchen, geschweige denn für Fürstentöchter. Er hatte einen unverhältnismäßig großen Kopf, kleine Augen, ging gebückt, trug das Haupt zwischen den Schultern und besaß keine Haltung. Gleichwohl ward kein Kavalier des Landes von der Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter Sophie Charlotte so gern gesehen wie dieser Riese des Denkens. Bezeichnend für den brennenden Wunsch der Prinzessin, den Urgrund alles Seins zu erforschen, war die Äußerung, die einst Leibniz ihr gegenüber tat: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen stets das Warum vom Warum wissen.“

Nur ungern trennte sich die Prinzessin Sophie Charlotte, die sich am 28. September 1684 mit dem Kurprinzen Friedrich III. von Brandenburg verheiratete und an der Seite ihres Gemahls ihren Einzug in Berlin hielt, von ihrem Erzieher, der in Hannover verblieb und im Auftrag und Interesse des braunschweigischen Hauses verschiedene Schriften verfassend dort diplomatisch und literarisch tätig war, zu diesem Zwecke Reisen nach Wien und Italien unternehmend. Doch blieb sie im regen brieflichen Verkehr mit dem rastlos schaffenden Mann, der auch seine Schülerin nie aus den Augen verlor. Es gereichte ihm zur außerordentlichen Genugtuung, daß sie auch als Kurprinzessin und spätere Königin von Preußen die einfache, lebenswürdige, allem Prunk und ober-

fächlichem Zeremoniell abgeneigte Frau geblieben war, die sich in ihrem von ihrem Gemahl ihr geschenkten Lustschlosse Lützenburg ein Heim gründete, wo sie, wie schon hervorgehoben, den Wissenschaften lebte und einen regen Verkehr mit namhaften Geistesgrößen ihrer Zeit unterhielt.

Über die Vorgänge am Hofe, die Strömungen und Richtungen der Zeit, sowie ihr inneres Denken und Fühlen gab sie Leibniz in ihren an ihn gerichteten Briefen wiederholt Rechenschaft. Bewunderungswürdig ist der Freimut, womit sie sich darin stets zu äußern pflegte. Die damals in der Hofgesellschaft verbreitete Bigotterie widerte sie an und sie gab darüber ihrem Unmut in einer Zuschrift an den berühmten Philosophen in scharfer Weise Ausdruck. Wie sehr er ihre Anschauung teilte, beweist die für seine Grundsätze bezeichnende Antwort aus Hannover vom 10. Februar 1692, wo es u. a. heißt: „Es scheint, daß wir jetzt in einer Zeit leben, wo das äußere der Frömmigkeit Mode ist und der französische Hof, die Quelle der Moden, gibt darin gutes Beispiel, denn alles drängt sich dort dazu, fromm zu schreiben, selbst der berühmte Satyriker Boileau. Desto besser, wenn das Innere dem entspricht, aber ich werde es erst glauben, wenn ich sehe, daß man sich wahrhaft in der Welt bessert, daß man die vergangenen Ungerechtigkeiten gut machen und sich enthalten wird, neue zu begehen, wenn ich sehen werde, daß der Stolz und die üble Nachrede aufhören, kurz, wenn ich jene Liebe unter den Menschen werde herrschen sehen, welche der Prüfstein der wahren Liebe Gottes ist. Sonst ist es nichts als Bigotterie. Ich finde oft eine wahrhaftere Tugend bei denen, welche nur als rechtschaffene Menschen zu handeln vorgeben, als bei diesen Gascognern der Frömmigkeit, welche über Kleinigkeiten und Nebensachen außer sich geraten. Ich schätze unendlich die Klugheit und Wissenschaft, welche Herr Spener¹⁾ bisher in diesen Dingen an den Tag gelegt hat. Er scheint mir die Sache nicht zu übertreiben und wenn die anderen ihm gleichen, würde man sich nur um die Ehre streiten wollen, zu handeln. Niemand wird sie Eurer Kurfürstlichen Hoheit streitig machen, da Gott Ihnen dazu alle Vorteile der Natur und des

¹⁾ Philipp Jakob Spener, der bekannte Stifter des Pietismus, geboren 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelsaß und gestorben 5. Februar 1705 in Berlin, ein Zeitgenosse von Leibniz. Er hatte ein Jahr vorher, 1691, einen Ruf als Probst an St. Nicolai und als Assessor des Konsistoriums nach Berlin angenommen.

Glückes gegeben hat und besonders den Willen, davon guten Gebrauch zu machen, welches das kostbarste Geschenk des Himmels ist. Sie tragen von nun an in einem so ruhmvollen Kampfe unter den Personen Ihres Ranges den Preis davon. Ich glaube, daß die wahre Tugend, welche in einer großen, von den Reizen der Welt umgebenen Fürstin glänzt, mehr wert ist, als die abstoßende und zurückgezogene Tugend einer Antoinette Bourignon¹⁾, welche darüber Bücher schreibt, ohne sie vielleicht gehörig auszuüben. Es ist leicht, die Prüde zu machen, wenn man das Alter erreicht und 90 Jahre sind eine große Hilfe gegen die Freuden der Welt. Ich bitte Gott, Eure Kurfürstliche Hoheit bis zu solchem Alter zu erhalten, welches von Natur die Heiligen macht²⁾.“

Die Stiftung der Berliner Akademie der Wissenschaften ist gleichfalls mit den Namen der Kurfürstin Sophie Charlotte und dem von Gottfried Wilhelm Leibniz' für immer verknüpft.

Im Herbst 1697 äußerte Sophie Charlotte bei der Tafel ihr Bedauern darüber, daß in einer Stadt wie Berlin kein eigener Kalender erscheine und kein Astronom und keine Sternwarte zu finden sei. Der bei Tische anwesende Hofprediger Jablonski, der Enkel von J.A. Comenius, machte dem damaligen Oberpräsidenten Eberhard Christoph Balthasar Freiherr von Danckelmann, dem einstigen Erzieher des Kurfürsten und späteren geheimen Staats- und Kriegsrat sowie Premierminister, von dieser Äußerung der Kurfürstin Mitteilung. Dieser griff den Gedanken sofort mit Eifer auf und versprach dafür Sorge zu tragen, daß bald eine Sternwarte errichtet werde. Danckelmann setzte sich mit dem Kurfürsten in Verbindung, der sich bereit erklärte, zur Ausführung der Pläne seiner Gemahlin hilfreiche Hand zu bieten. Auch Leibniz wurde von den Wünschen seiner hohen Schülerin verständigt, die ihn um so mehr entzückten, als es schon längst zu seinen Lieblingsgedanken gehörte, eine umfassende Gesellschaft von Gelehrten zum Zweck der gemeinsamen Arbeiten an den Wissenschaften und zu deren praktischer Anwendung ins Leben zu

¹⁾ Eine religiöse Schwärmerin, geboren 13. Januar 1616 in Lille, gestorben 30. Oktober 1680, berühmt und berüchtigt durch ihre frommen Traktate, zu deren Herstellung sie 1672 eine eigene Druckerei in Husum, Schleswig, errichtete; eine Gesamtausgabe ihrer Traktate in 19 Bänden erschien 1686 zu Amsterdam.

²⁾ Vgl. die Beschreibung E. Bodemanns, den Briefwechsel von Leibniz und die Leibniz-Handschriften in der Kgl. Bibliothek zu Hannover betreffend. (Hannover 1889 und 1895.)

rufen, sowie durch seine Verbindung mit den Höfen zu Berlin, Wien und Petersburg nach den Pariser und Londoner Vorbildern auch in den genannten Städten Akademien zu errichten. Um jene Zeit schrieb er an einen Freund in Berlin: „Kann ich bei dem allen mit meinem geringen Rat etwas beitragen, so werde ich es von ganzem Herzen tun, denn alle meine Blicke sind seit langer Zeit nur auf das allgemeine Beste gerichtet und ich mache mir aus dieser Pflicht meine ganze Freude. Frankreich hat, unter uns gesagt, jetzt größtenteils ziemlich mittelmäßige Leute in den Wissenschaften. Wenn wir die Deutschen auf den Weg bringen können, so werden sie darin vielleicht ganz Europa die Spitze bieten.“ Und in einer Zuschrift an den Kabinettssekretär Lounau äußert er sich dahin: „Ich bin entzückt über die Nachricht von dem guten Vorhaben, welches man bei Ihnen für die Beförderung der Wissenschaften gefaßt hat. Und was Sie mir von der Veranlassung sagen, welche die Frau Kurfürstin dazu gegeben hat, wird mir eine besondere Gelegenheit verschaffen, da ich dieser Tage mir die Freiheit nehmen muß, an sie zu schreiben. Die Astronomie trägt zum Ruhme großer Fürsten bei. Dieses wird sie indessen auf den Weg führen, noch weiter zu gehen und an mehrere anziehende Wissenschaften zu denken.“

Mit Feuereifer erfaßte er sogleich die Idee seiner kurfürstlichen Freundin und in dem Briefe, den er an sie richtete, zeichnete er mit großen Strichen die Pläne, die seinem Geiste vorschwebten. Es heißt dort unter anderem: „Ich glaube, wir werden nun auch zu Stande bringen, was alles übertreffen wird, was die Königliche Sozietät von London und die Königliche Akademie der Wissenschaften in Paris nicht haben leisten können und nicht leisten werden. Der Zauber einer bewunderungswürdigen Fürstin hat bei allen Dingen mehr Macht als die bestimmtesten Befehle auch des größten Fürsten der Erde. In der Tat, ich habe oft gedacht, daß die Frauen erhabenen Geistes geeigneter sind als die Männer, die schönen Wissenschaften zu fördern; die Männer, durch ihre Geschäfte und Berufsarbeiten gebunden, denken meistens nur an das Notwendige, während die Frauen, deren Lage und Beruf sie über Verdrießlichkeiten und mühsame Arbeiten erhebt, ungebundener und fähiger sind, an das Schöne zu denken. Und wenn man dieselben, statt ihren Geist auf Toilette und Putztisch zu beschränken, frühzeitig zu wahrhafteren und bleibenderen Schönheiten und Zierden hinleitete und gewöhnte, welche in den

Wundern Gottes und der Natur sich finden, so würde ihre Wißbegierde und ihr Geschmack dem menschlichen Geschlechte zu größerem Nutzen gereichen und zur Ehre Gottes mehr beitragen als alle Pläne der Eroberer, welche nur auf Streit und Vernichtung ausgehen. Aber Eure Kurfürstliche Hoheit als Tochter der edlen Kurfürstin (Sophie) — und das sagt alles — haben immer so schöne und große Gedanken gehegt, welche die berühmtesten Männer beschämen können, und ich bin auch fest überzeugt, daß Sie Ihr Interesse und Ihre Wißbegierde noch auf andere Gegenstände ausdehnen werden, die nicht weniger wichtig und nicht weniger schön sind als die Astronomie und die ebenso gut wie diese Wissenschaft den Gegenstand bilden würden für eine Kurfürstliche Akademie der Wissenschaften, welche es mit der Zeit mit denen von Paris und London würde aufnehmen können, zur Ehre und zum Ruhme nicht allein des Kurfürstlichen Gründers, sondern auch ganz Deutschlands.“

Friedrich der Große sagt mit Recht in seinen „Denkwürdigkeiten“, daß der Ruhm der Begründung der Akademie der Wissenschaften das gemeinsame Werk Sophie Charlottes und Leibniz' war, wobei er schön bemerkt, daß jene Fürstin das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten vereinigt und einen Philosophen wie Leibniz vollkommen zu würdigen gewußt habe, während dieser, vom Himmel mit einer bevorrechteten Seele bedacht, die sich dem Fürsten gleich stelle, ja mehr als eine Seele habend, für sich allein schon eine Sozietät gewesen sei.

Nachdem Leibniz auf Wunsch des Kurfürsten über die „Academie des Sciences“ in zwei Denkschriften an denselben sich eingehend ausgesprochen hatte, erhielt er durch den schon genannten Hofprediger Jablonski im März 1700 die offizielle Einladung, nach Berlin zu kommen, um die Organisation des Werkes selbst in die Hand zu nehmen. Als er Mitte Mai des genannten Jahres hier eintraf, wurde er seitens des Hofes mit großen Ehren empfangen. Seine Anwesenheit fiel mit den Festen zusammen, die der Kurfürst anläßlich der Vermählung seiner einzigen Tochter aus erster Ehe mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel veranstaltete, wobei er seine Prachtliebe im höchsten Grade entfaltete. Der Philosoph konnte sich den geräuschvollen Festen nicht ganz entziehen, ob- schon ihm die Stiftung der Akademie in erster Linie am Herzen lag und er ein abgesagter Feind von allem Pomp war. Er schrieb damals an einen vertrauten Freund: „Die Sache fesselt mich mehr

an diesem Ort, als der festliche Hochzeitstrubel, welcher jetzt vorbereitet wird, da der Bräutigam hier gestern mit großem, glänzendem Gefolge von Wagen, Pferden, Menschen seinen Einzug hielt und eine Aufnahme fand, der zu einer königlichen Pracht nichts fehlte.“ Dieser erste längere Aufenthalt Leibniz' in Berlin dauerte von Mai bis August 1700 und es gewährte ihm unendliche Freude, in Lützenburg mit der Kurfürstin sich über die wichtigsten wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Fragen unterhalten zu können. Bezeichnend für seine Denkart ist ein Brief, den er zu jener Zeit an die Kurfürstin Sophie in Hannover richtete. Dort sagt er: „Gestern kam ich erst um drei Uhr von Lützenburg zurück. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Kurfürstin mit mir ein „lüderlich Leben“ nennt.“

Mitten unter den luxuriösen Festivitäten vergaß jedoch Leibniz seine Mission nicht, die ihn nach Berlin geführt hatte. Der Kurfürst genehmigte alle Vorschläge des Philosophen und vollzog am 11. Juni 1700 den Stiftungsbrief. Leibniz wurde zum kurfürstlichen Geheimrat und zum beständigen Präsidenten der Sozietät ernannt. In dem von ihm verfaßten Stiftungsbrief wird der Nachdruck vornehmlich auf „teutsche“ Gesinnung der Sozietät gelegt, was um so mehr anerkannt werden muß, da, wie man weiß, in jener Zeit des dominierenden französischen Einflusses wie die Trachten und Moden, so auch die Wissenschaft einen französischen Zuschnitt hatte. „Solchengestalt“, heißt es in der betreffenden Urkunde, „soll es dieser Sozietät u. a. nützlichen Studien bis zur Erhaltung der „teutschen“ Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereicht, absonderlich mitgesorget werden, also daß es eine teutschgesinnte Sozietät der Sciencen sei, dabei auch die ganze teutsche und sonderlich Unserer Landen Weltliche und Kirchenhistorie nicht versäümet werden soll.“

Die Sozietät der Wissenschaften habe ferner die Aufgabe, die Wissenschaften mit dem Leben in Einklang zu setzen und dadurch das materielle und geistige Wohl der bürgerlichen Gesellschaft zu fördern.

Schon in den beiden bereits erwähnten, dem Kurfürsten Friedrich III. vorgelegten Denkschriften hatte Leibniz die Ansicht ausgesprochen, daß eine solche Sozietät nicht auf bloße Kuriosität und Wißbegierde, sowie unfruchtbare Experimente gerichtet sein oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Applikation

und Anbringung beruhen dürfe, wie dies zu Paris, London und Florenz geschehen sei, sondern man müßte gleich anfangs das Werk samt der Wissenschaft auf Nutzen richten und auf solche Spezimina denken, davon der hohe Urheber Ehre und das gemeine Wesen ein Mehreres davon zu erwarten Ursache hätten. „Wäre demnach der Zweck, die Theorie mit der Praxis zu vereinigen, und nicht allein Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufakturen und Kommerzien und mit einem Worte die Nahrungsmittel zu verbessern.“ Ganz in diesem Sinne heißt es in der Stiftungsurkunde, die, wie gesagt den Stempel des Leibnizschen Geistes an sich trägt: „Und wollen, daß dieselbe sich angelegen sein lasse und dahin trachten soll, daß vermittelt der Betrachtung der Werke und Wunder Gottes in der Natur, auch Anmerkungen, Beschreib- und Ausübung deren Erfindungen, Kunstwerke, Geschäfte und Lehren, nützliche Studia, Wissenschaften und Künste, auch dienliche Nachrichten, wie die Namen haben können, excolieret, gebessert, wohl gefasset, und recht gebrauchet, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen, aber zerstreuten menschlichen Erkenntnisse nicht allein mehr und mehr in Ordnung und in die Enge gebracht, sondern auch vermehret und wohl angewendet werden möge. Und wollen männiglich in Unsern Landen, sonderlich aber in Unsern Bedienungen stehen, auch die sonst Dependeur von Uns haben, zumal aber alle, die denen Studien ergeben, nach jeder Gelegenheit, der Sozietät zu ihrem gemeinnützigen Zwecke die Hand möglichst zu bieten, anweisen, auch dieselbe bereits insgemein hiermit und in Kraft dieses dazu nachdrücklich angewiesen haben“.

Gleich an dem Tage der Stiftung der „Sozietät der Wissenschaften“, der zugleich der Geburtstag des Kurfürsten war, gab Sophie Charlotte in ihrem geliebten Lützenburg ein glänzendes Fest, von welchem Leibniz zwei Tage darauf an die Kurfürstin Sophie in Hannover in interessanter Weise berichtet. In dem für das Leben und Treiben an dem preußischen Hofe vor 200 Jahren bezeichnenden Referat des Philosophen heißt es u. a.: „Um Ihnen eine Probe von der guten Laune der Frau Kurfürstin zu geben, werde ich das gestrige Fest beschreiben, das die hohe Frau mit Hilfe des Fräulein von Pöllnitz¹⁾ und ihres Kapellmeisters Ariosti²⁾

¹⁾ Die geistvolle Hofdame und treue Freundin der Kurfürstin Sophie Charlotte.

²⁾ Attilio Ariosti — geboren 1660 zu Bologna und gestorben daselbst gegen 1740 —, einst ein gefeierter Opernkomponist, war seit 1698 Hofkapellmeister in Berlin.

erdacht und in Szene gesetzt hat. Man stellte einen Dorfjahrmarkt vor, wo viele Buden mit ihren lustigen Artikeln aufgerichtet waren, und man für nichts Würstchen, Schinken und allerhand Eßbares einkaufen und sogleich verzehren konnte. Diese Buden hielten der Markgraf Christian Ludwig¹⁾, Herr von Obdam, der holländische Gesandte Herr von Hamel etc. Herr von Osten spielte den marktschreierischen Charlatan, umgeben von Arlequins und Seiltänzern, unter denen sich der Markgraf Albrecht²⁾ auszeichnete. Aber nichts war artiger als der Kurprinz³⁾, welcher wirklich Hokus-Pokus zu spielen gelernt hatte. — Die Frau Kurfürstin war die Doktorin, welche die Bude des Marktschreiers hielt. Der französische Gesandte, Monsieur Désaleurs, spielte sehr gut die Rolle des Zahnarztes. Beim Beginn des Schauspiels sah man den feierlichen Einzug des Doktors, der auf einer Art von Elephanten ritt, während die Frau Doktorin sich in einer Sänfte von ihrem Türken tragen ließ. Der Taschenspieler, die Possenreißer, die Springer und der Zahnarzt folgten hintennach, und als der ganze Zug des Doktors vorüber war, wurde ein kleines Ballett von Zigeunerinnen aufgeführt, lauter Hofdamen, an deren Spitze die Frau Prinzessin von Hohenzollern stand; andere mischten sich in den Tanz. Man sah auch einen Astrologen mit einem Teleskop vertreten. Die Rolle war eigentlich meiner Person zugedacht, aber der Graf von Wittgenstein war so barmherzig, mich abzulösen. Er richtete glückliche Prophezeiungen an den Kurfürsten, welcher aus der nächsten Loge zusah. Die Fürstin von Hohenzollern als erste Zigeunerin wahrsagte der Frau Kurfürstin in reizenden deutschen Versen, welche Herr von Besser⁴⁾ gedichtet hatte. Herr von Quirini war Kammerdiener der Doktorin; und ich, ich stellte mich vorteilhaft mit meinem kleinen Augenglase, um alles recht genau zu sehen und Ihrer Kurfürstlichen Hoheit darüber Bericht zu erstatten.“

Sowohl bei Lebzeiten seiner hohen Gönnerin, als auch nach ihrem ach, so frühen Tod erschien Leibniz wiederholt in Berlin,

1) Christian Ludwig, Bruder des Kurfürsten Friedrich III.

2) Albrecht, gleichfalls Bruder des Kurfürsten Friedrich III.

3) Der damals noch nicht ganz zwölfjährige Friedrich Wilhelm, später König Friedrich Wilhelm I. und Vater von Friedrich dem Großen.

4) Johann von Besser — geboren 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland und gestorben 10. Februar 1729 in Dresden —, der bekannte Dichter und Hofpoet: zuerst Kurfürstlich-Brandenburgischer Rat, dann Legationsrat und schließlich Ober-Zeremonienmeister.

um durch persönliche Agitation sowohl am Hofe als auch im Publikum dem anfänglich kränkelnden Institut neue Lebenskraft einzufößen und nur seiner zähen Energie, seiner rastlosen Tatkraft und seiner glühenden Liebe für die Wissenschaften ist es zuzuschreiben, daß trotz der zahlreichen Hindernisse und Hemmnisse, die sich ihm entgegenstellten, im Jahre 1711 die glanzvolle Krönung seiner großen geistigen Schöpfung vor sich gehen sollte.

Wie sehr ihn diese Idee der Akademie der Wissenschaften fortwährend beschäftigte, erkennt man schon aus seinem hochinteressanten Schreiben, welches er von Berlin aus am 26. März 1707 an die Kurfürstin Sophie richtete. Dort heißt es bezüglich der Akademie der Wissenschaften: „Die Gerechtigkeit muß man dem König widerfahren lassen, anzuerkennen, daß er alles, was ihm obliegt, mit besonderer Großmut erledigt. Die Eröffnung der Sozietät der Wissenschaften ist — ich weiß nicht warum — mehrere Jahre lang ausgesetzt worden und nach dreijähriger Abwesenheit wundere ich mich, noch alles auf dem alten Standpunkt zu finden. Ich habe daher auf den Erlaß präziser Ordres gedrungen und schließlich doch eine Besprechung darüber erreicht. Sowie die Sache soweit gediehen war, daß sie dem König unterbreitet werden konnte, hat Se. Majestät sie mit bestem Wohlwollen huldvollst zum Ziel geführt und ganz gegen die Meinung mancher Leute bewiesen, daß es ihm auf ein paar tausend Taler garnicht ankommt, wenn es sich um zweckmäßiges handelt. Ich gewärtige noch einen anderen Auftrag in Bezug auf die Sozietät der Wissenschaften, der (ich weiß nicht warum) bisher verzögert worden, obschon der diesbezügliche Beschluß schon vor langer Zeit gefaßt war. Diese Sache hat mich hier aufgehalten, unter vielen Unbequemlichkeiten und großem Kostenaufwand bei sehr mäßiger Unterhaltung. Es ist gerade, als ob ich für mich etwas haben wollte, und ich strebe doch nur nach Dingen, die, zum Ruhm des Königs, dem Gemeinwohl dienen sollen! Fast scheinen Ew. Kurfürstliche Hoheit recht damit zu haben, wenn Sie sich darüber mokieren, daß ich mich dabei vergesse, aber es wäre meiner unwürdig, wollte ich anders handeln, als ich tue. Ich sehe mich nichts weniger als entschädigt und meine Zeit ist mir gerade jetzt sehr kostbar, so daß ich deren Verlust mehr als alles andere bedauere. Wenn aber zugleich die Nachwelt Nutzen davon hat, so war sie doch nicht schlecht angewendet und diese Gerechtigkeit, hoffe ich, wird mir die Nachwelt widerfahren lassen. . . . Indessen

ist es nicht das erste Mal, daß meine guten Absichten eine schlimme Auslegung erfahren. Wenn auch wohl zu Lebzeiten der Königin niemand weniger eigennützig und eifrig mit ihr Rücksprache genommen hat, wie ich und mir im übrigen für meine guten Absichten unwiderlegliche Beweise zur Verfügung stehen, so muß man mich doch bei dem König in ein falsches Licht gestellt haben; denn ich glaube mehr als einmal bemerkt zu haben, daß er gegen mich eingenommen ist. Ich tröste mich aber darüber mit dem Bewußtsein, lediglich meine Pflicht getan zu haben, was man vielleicht in späteren Zeiten mehr wie jetzt anerkennen wird, wenn ich mich der Mühe unterziehen werde, meine Memoiren zu schreiben. Glücklicherweise setzt mich mein Temperament über vieles hinweg, was vielleicht manchem andern Kummer bereiten würde.“ —

Sophie Charlotte hätte am liebsten ihren Erzieher stets an ihrer Seite gehabt, aber seine Eigenschaft als bewährter und gewandter Ratgeber erforderte seine Anwesenheit in Hannover wiederholt so gebieterisch, daß er zu seinem Bedauern immer nur von Fall zu Fall in Lützenburg am Hofe seiner geliebten und verehrten Fürstin sich einfinden konnte. So mußte er auch im Spätsommer 1700 in Hannover verweilen, weil er Verhandlungen mit dem dort eingetroffenen englischen Gesandten Graf Macclesfield, betreffend die Sukzessionsakten des Parlaments für die Kurfürstin Sophie und deren Nachkommen, führen mußte. Er war daher genötigt, die Einladungen, die die junge Königin, sowie in deren Namen die schon genannte Hofdame Fräulein von Pöllnitz an ihn ergehen ließen, bei der Monarchin sich einzufinden, abzulehnen. In welcher galanter und feinsinniger Weise er dies tat, erkennt man schon aus seinem Briefe, den er am 23. September 1701 an die Königin sandte. Dort entschuldigt er sein Fernbleiben mit den Worten: „Ich habe Ew. Majestät meinen Hof noch nicht machen können, wie ich mir leidenschaftlich wünschte, weil man außerordentlich in mich gedrungen ist, eine Arbeit, womit man mich beauftragt, fertig zu machen. Indessen hoffe ich, daß es mir vergönnt sein wird, ein wenig auszuruhen und diesen Sommer nicht vorübergehen zu lassen, ohne eine Pflicht zu erfüllen, welche einen großen Teil meiner Glückseligkeit ausmacht. Die gnädige Güte Ew. Majestät und dieses Glück, daß ich in der Nähe sehen kann, was die Bewunderung der Erde ist, läßt mich alles das vergessen, was mich anderswo zu betrüben vermag, und dazu

wird auch die Freude beitragen, welche mir die Wahrnehmung verursacht, daß die Welt Euer Majestät und der Frau Kurfürstin Gerechtigkeit widerfahren läßt. Diese war ungeduldig Sie als Königin zu sehen; und kaum sind Sie es geworden, Madame, so freut es sie, daß sie sich auf dem Wege befindet, Ihnen zu folgen. Doch es ist wahr, weder Ew. Majestät noch die Kurfürstin, Sie Beide haben der Kronen und Diamanten nicht nötig, um zu glänzen.“

Man glaube nicht, daß die Huldigungen, die ihr seitens des philosophischen Diplomaten zu Teil wurden, den Sinn der genialen Königin verwirrt hätten. Wie sehr sie auch von der Verehrung und aufrichtigen Freundschaft ihres Leibniz überzeugt war, so dachte sie auch im Punkte des übertriebenen Personenkultus durchaus philosophisch. In bemerkenswerter Weise äußerte sie sich darüber in einem Briefe an Fräulein von Pöllnitz, wo sie u. a. sagt: „Die Tugend des Mißtrauens ist selten! Glauben wir nicht immer, einige Karate mehr zu gelten als andere? Was für eine häßliche Sache ist doch der Hochmut! Und doch ist dieses Gefühl unser treuester Begleiter. Großer Leibniz, was für schöne Sachen sagst du über diesen Gegenstand! Du gefällst, du überredest, aber du besserst nicht.“

Der Philosoph und die Philosophin unterhielten sich in Lützenburg-Charlottenburg natürlich auch über die Werke der zeitgenössischen Denker, die in jenen Tagen, wo die Philosophie die Gemüter und den Verstand der Menschen in weit höherem Grade als in der Gegenwart beschäftigte, allbekannt waren. Speziell war es der berühmte französische Skeptiker Pierre Bayle, dessen Schriften das größte Aufsehen erregten. Sie bildeten daher wiederholt Veranlassung zu eingehenden Unterredungen zwischen Leibniz und seiner Herrin. Unleugbar stand die Schülerin von Leibniz zeitweilig mehr auf dem Standpunkt Bayles als dem ihres Lehrers, und er mußte daher zuweilen seine ganze große dialektische Kraft zusammen nehmen, um die Zweifel, die in der Seele der Königin auftauchten, zu beseitigen. In seinen philosophischen Unterredungen mit ihr entfaltete er seine volle, von seinen Zeitgenossen nicht wenig gerühmte Beredsamkeit, um die Weisheit Gottes in der Erschaffung der möglichst besten Welt zu verewigen, den Gedanken ausführend, daß die Vernunft stets auf der Seite der wahren Religion sei, und daß kein Widerspruch zwischen der wahren Vernunft und der wahren Religion vor dem Philosophen bestehen könne. Alle Einwendungen, die Sophie Charlotte gegen

die heilige Schrift, die Philosophie und die positive Religion machte, suchte er zu beseitigen, ihr zu Gemüte führend, daß das höchste Wesen in seiner Allweisheit und Allgüte alle möglichen Welten mustere und die mit der Freiheit des Menschen am besten zu vereinbarende Welt vermöge des „zureichenden Grundes“ zur Tatsache werden lasse, daß Gott bei der Einsetzung schwacher, endlicher Geschöpfe Unvollkommenheiten und Übel habe zulassen müssen, und zwar das moralische (die Sünde) und das physische (die Leiden), aber nur als Kraft und Mittel zu seinem göttlichen Zweck.

Bedeutsam war der Einfluß, den die philosophische Königin auf die Entwicklung der Philosophie ihres Lehrers ausübte. Er hatte ihren Anregungen, ihren Gesprächen und Bemerkungen unendlich viel zu verdanken, wie er dies selbst wiederholt in seinen Briefen und Schriften einräumt. Auch wurden die mit ihr geführten Zwiegespräche die Grundlage zu dem berühmtesten und vollkommensten aller Werke von Leibniz, betitelt: „*Essays de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal*“ (Studien der Théodicée über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels), zuerst Amsterdam 1710, 2 Bände. Bedeutend und groß war die Wirkung, die dieses Werk auf die Zeitgenossen hatte; es war damals gleichsam das Lesebuch der gesamten gebildeten Welt in Europa, wie später etwa Moses Mendelssohns „*Phaedon*“ und Immanuel Kants „*Kritik der reinen Vernunft*“. Mit dieser seiner „*Théodicée*“ setzte der Verfasser seiner königlichen Freundin nach ihrem Tode ein Denkmal, das beide ehrt. Daß in der Tat die Gespräche mit Sophie Charlotte Keime und wesentliche Bestandteile der *Théodicée* sind, räumt Leibniz selbst ein in seinem Briefe an Thomas Burnet, dem er unter anderem schreibt: „Der größte Teil dieses Werkes wurde stückweise verfaßt, als ich mich bei der seligen Königin von Preußen befand, wo man diese Materie bei Gelegenheit von Bayles „*Wörterbuch*“¹⁾ und seiner übrigen Werke, die dort viel gelesen wurden, verhandelte. In unseren Unterredungen pflegte ich auf die von Bayle erhobenen Einwürfe zu antworten und zu zeigen, daß sie nicht so stark seien, als manche der Religion wenig günstige Leute glauben machen möchten. Ihre Majestät befahl mir ziemlich oft, meine Antworten schriftlich aufzusetzen, um sie mit mehr Aufmerksamkeit in Betrachtung ziehen zu können.

¹⁾ „*Dictionnaire historique et critique*“, Rotterdam 1697, 2 Bände.

Nach dem Tode dieser großen Fürstin habe ich auf die Erinnerung meiner Freunde am Berliner Hofe, um dem Befehle meiner Königin völlig Folge zu leisten, den Inhalt der Stücke gesammelt, vermehrt und daraus dieses Werk gebildet. Da ich in meiner Jugend über diese Gegenstände nachgedacht habe, so glaube ich, sie bis auf den Grund erörtert zu haben¹⁾.“

In der Blüte ihres Lebens, kaum 37 Jahre alt, starb die liebenswürdige, anmutige, menschenfreundliche, wohlthätige und geniale erste Königin von Preußen, ohne alle Todesfurcht und mit großer Ergebung. Dem Ende sah sie gefaßt entgegen. Schon dem Tode nahe, nannte sie noch den Namen von Leibniz, während sie an die Unendlichkeit dachte. In seinen „Denkwürdigkeiten“ erzählt Friedrich der Große den folgenden, das Wesen seiner Großmutter so sehr kennzeichnenden Charakterzug: „Eine ihrer Damen, welche an ihrem Bette stand, zerfloß in Tränen. Beklagen Sie mich nicht, sagte sie zu ihr, denn jetzt werde ich meine Wißbegierde befriedigen in betreff der Grundursachen der Dinge, die mir Leibniz niemals hat erklären können: über den Raum, über das Unendliche, über Sein und Nichtsein.“ Auch sagte sie kurz vor ihrem Ableben zu ihrem jüngeren Bruder, der ihre Hand mit Tränen benetzte, mit wahrhaft bewunderungswürdiger philosophischer Ruhe: „Es ist nichts natürlicher als der Tod. Er ist unvermeidlich und ich empfinde keine Betrübniß darüber, daß ich sterben muß.“ Übrigens hatte sie schon 12 Jahre vor dem Abschluß ihres so kurzen Erdenwallens, das trotzdem so inhaltsreich war, 24 Jahre alt, zu derselben Zeit, wo ihr Vater die Kurwürde erhielt, noch in vollster Gesundheit ernstlich des Todes gedacht. Sie errichtete damals ihr Testament, worin es im Eingang charakteristisch genug für ihren philosophischen Sinn heißt: „Nachdem Wir zum öfteren bei Uns betrachtet und erwogen, welcher Gestalt das ganze menschliche Geschlecht dem Hinfall unterworfen, die Stunde des Todes aber ungewiß, doch auch öfters näher, als man gedacht, so Wir alles beizeiten und bei gottlob völliger Gesundheit und guter Vernunft und Vorwissen und Genehmigung Unseres hochgeehrten Herren Gemahls Liebden heute unten gesetzte Dato Unser Testament und letzten Willen

1) Vergl. die von Guhrauer herausgegebenen „Deutschen Schriften“ von Leibniz (Berlin 1838—1840, zwei Bände), sowie die „Lettres et opuscules inédits de Leibniz“ (Paris 1854).

aufzurichten für gut befunden, gestalt Wir denn solches folgendermaßen hierdurch verrichten wollen“ etc.

Über die religiöse Anschauung Sophie Charlottens sagt Friedrich der Große in seinen wiederholt erwähnten „Denkwürdigkeiten“: „Sie hatte eine starke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemütsart sanft, ihr Geist geschmückt durch das Lesen aller guten französischen und italienischen Bücher. Man wollte einen reformierten Geistlichen bei ihr einführen, sie sagte ihm: „Lassen Sie mich sterben, ohne daß wir uns streiten!“

Leibniz, der während des Aufenthalts der Königin in Hannover, wo sie leider so unerwartet der Tod ereilt hatte, durch notwendige Arbeiten in Berlin zurückgehalten worden, war es nicht mehr vergönnt, seine Freundin und Gönnerin noch einmal zu sehen. Wahrhaft ergreifend ist der Schmerz, der seine Seele über diesen Verlust zerwühlte, und er gab den Empfindungen seines Inneren in Briefen an seine Freunde und an andere ihm nahestehende Persönlichkeiten in beweglichen Worten Ausdruck. So schrieb er Fräulein von Pöllnitz: „Ich schließe von Ihren Empfindungen auf die meinigen. Ich weine nicht, ich beklage mich nicht, aber ich weiß nicht, woran ich mich halten soll. Der Verlust scheint mir ein Traum, aber wenn ich erwache scheint er mir nur zu wahr.“ Und an den Feldmarschall Graf Matthias von der Schulenburg richtete er die Zeilen: „Obgleich die Vernunft mir sagt, daß das Bedauern überflüssig ist, und daß man das Andenken der Königin von Preußen betrauern soll ohne sie zu beklagen, so stellt mir meine Einbildungskraft immer diese Königin mit ihren unvergleichlichen Vollkommenheiten vor und sagt mir, daß sie uns geraubt sind und daß ich mit ihnen die größte Glückseligkeit dieses Lebens verlor, die ich mir vernünftigerweise für mein ganzes Leben versprechen konnte.“

Natürlich reiste er auf die Nachricht von dem plötzlichen Ableben der Königin sofort nach Hannover, wo er noch einige Tage vor der Überführung der sterblichen Überreste der Unsterblichen nach Berlin eintraf. Der Schicksalsschlag, der auch ihn traf, war so bedeutend, daß er noch lange Zeit zu jeder geistigen Anstrengung unfähig war, ja sogar auch seine Korrespondenz für lange Zeit unterbrach.

Erst am 10. Juli 1705 raffte er sich auf, um an seinen Freund W. Wotton, den berühmten Theologen zu Cambridge, von den qualvollen Empfindungen zu berichten, die seine Seele erfüllten.

„Die Bestürzung“, schreibt er, u. a. „in welche mich der Tod der Königin von Preußen versetzte, ist die Ursache gewesen, daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen und anderen Freunden in diesem Jahre nicht wie gewöhnlich fortsetzen konnte. Diese Königin erwies mir so viele Hoffnungen und Gnaden, daß meine Wünsche weit überboten wurden. Niemals hat man eine größere und leutseligere Fürstin gesehen. Sie rief mich oft in ihre Nähe, würdigte mich oft eines Gesprächs, und da ich an diese Glückseligkeiten gewöhnt war, so ist mir die allgemeine Trauer noch empfindlicher gewesen. Als sie in Hannover aus dieser Welt schied, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich hatte folgen können. Je weniger ich solche Trauernachricht erwartete, desto schwerer traf mich diese. Ja, ich bin einer gefährlichen Krankheit nahe gewesen und habe mich nur schwer wieder erholt. Diese unvergleichliche Königin besaß eine große Wissenschaft höherer Dinge. Ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinst großen Nutzen daraus gehabt haben, hätte nicht der Tod sie uns so früh geraubt.“

Auch in Versen gab Leibniz seiner Trauer über das Ableben des hohen Geistes Ausdruck. Er verfaßte u. a. mehrere Klagelieder in lateinischer und deutscher Sprache, von denen hier nur eins zum Schluß wiedergegeben werden soll:

Vorspiel des Himmels war ihr Geist bei Gott auf
 der Erden;
 Hoch erhob sie das Haupt über die Sorgen der Welt,
 Nach der Welt, der Harmonie und dem Urquell
 forschend; doch ihr ist
 Nun die Erde entrückt, alle Erkenntnis beschert.
 Hier bleibt Staub zurück als ein Zeichen bleibenden
 Schmerzes,
 Daß wir so großes Gut auch nur so flüchtig gehabt!
 Aber die Liebe bringt Trost: durch den Sohn wird
 sie leben und bleiben,
 Sie, die den Tod nie geschmeckt, hätte die Welt
 das Gericht.

Stimmen der öffentlichen Meinung über die Comenius-Gesellschaft und ihre Schriften.

Mit den Bestrebungen und Arbeiten der C. G. und ihren Veröffentlichungen haben sich erfreulicherweise in den letzten Wochen wiederum eine ganze Reihe von Zeitungen und Zeitschriften beschäftigt. Über die „Arbeiten und Aufgaben der Comenius-Gesellschaft“ berichtet R. Strecker in einem längeren Aufsatz in der Frankfurter Zeitung (Nr. 71 vom 12. März 1907) und zollt den Erfolgen der Gesellschaft auf den Gebieten des Volksbildungswesens volle Anerkennung. In gleichem Sinne spricht sich Th. Richter in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift Ethos in der 8. Nummer des 2. Jahrgangs (1907) aus und stellt seinen Ausführungen eine kurze Biographie des Comenius voran. In einem Aufsatz „Die ethische Bewegung und ihr Erziehungsinteresse“ in der Märznummer der Blätter für Taubstummenbildung (20. Jahrgang 1907 Nr. 5) hebt K. Niklas-Guben rühmend hervor, daß die C. G. ihre ganze Kraft dafür einsetzt, „Verstand und Gemüt in gleicher Weise zu pflegen und den religiösen Sinn zu heben“ und daß ihr Ziel nicht allein Bildung, sondern Erziehung des Volkes ist, und zwar des ganzen Volkes, nicht nur der minder begüterten Klassen. Außerdem spricht der Verfasser sich anerkennend über die Arbeiten des Vorsitzenden der C. G., Ludwig Kellers, auf dem Gebiete der älteren Kultgesellschaften aus. In Cornelia, einer Monatsschrift für Erziehung und Unterricht in Schule und Haus, wird in der Aprilnummer des 43. Jahrgangs (1906/07) des von der C. G. geplanten Landesamtes für Volkswohlfahrt und der darauf bezüglichen Schrift von Julius Ziehen (Vorträge und Aufsätze aus der C. G. XI, 1) gedacht, ferner brachten die Leipziger Neuesten Nachrichten (vom 31. Dezember 1906) und die Vossische Zeitung (vom 4. April 1907) kurze Mitteilungen über die Entwicklung der C. G., ihren Mitgliederbestand und ihre Erfolge auf dem Gebiete der Volkserziehung und Volkswohlfahrt. Der fünfzehnjährigen Tätigkeit der C. G. und ihrer Erfolge, die sie unabhängig von allen offiziellen Mächten und trotz mancher Hemmnisse errungen hat, gedenkt auch der Rheinische Kurier (vom 30. März 1907) und über die im Oktober 1906 gegründete Württembergische Zweiggeseilschaft der C. G., sowie über einen dort gehaltenen Vortrag Gustav Beißwängers über „Comenius und die Comenius-Gesellschaft“ brachte die Schwäbische Kronik (Nr. 158 vom 6. April 1907) eine längere Mitteilung. Beißwänger selbst hat im Stuttgarter Neuen Tageblatt (vom 19. November 1906) zum

Todestage des Comenius einen Aufsatz über das Leben und Wirken des großen Pädagogen veröffentlicht, dessen Inhalt sich mit dem des erwähnten Vortrags deckt.

Die Monatsschriften der C. G. wurden verschiedentlich besprochen, so im Literarischen Zentralblatt (vom 9. Februar 1907), im Literarischen Echo (vom 15. März 1907) und in der Concordia (vom 1. März 1907), außerdem hat Karl Löschhorn in der erstgenannten Zeitschrift (Liter. Zentralbl. Nr. 9 vom 2. März 1907) den 15. Jahrgang der Monatshefte der C. G. ausführlich besprochen und die Aufsätze von R. Meyer-Krämer über „Apollonius von Tyana“, von Ludwig Keller über „die heiligen Zahlen und die Symbolik der Katakomben“, über „die Schriften des Comenius und das Konstitutionenbuch“, über „Louise von Coligny und die Häuser Oranien und Hohenzollern“ und über „die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft“, von A. Kohut über „Christian Gottfried Körner“ und von Karl Rembert über „Die Liederdichtung des sogenannten Anabaptismus“ anerkennend erwähnt.

Besprechungen und Erwähnungen einzelner Veröffentlichungen der C. G. und der in den Monatsschriften enthaltenen Aufsätze finden sich in einer ganzen Anzahl von Zeitschriften. Über Ludwig Kellers Schrift „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus“ (Vorträge und Aufsätze der C. G. XIII, 3) wird in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Teubner, Leipzig 1906) ein günstiges Urteil gefällt und hervorgehoben, daß Schillers Stellung zur Kantischen Philosophie durch Kellers Untersuchungen in ein neues Licht gerückt sei. Gegen Ludwig Kellers Schrift „Latomien und Loggien in alter Zeit“ verhält sich Paul Maria Baumgarten in dem von der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft herausgegebenen Allgemeinen Literaturblatt (16. Jahrg., Nr. 1 vom 15. Januar 1907) ablehnend, während G. Stuhlfauth im 25. Jahrgang des Theologischen Jahresberichts S. 1351 Kellers Verdienste um die Geschichte der altchristlichen Kultgesellschaften und der Begräbnisgenossenschaften anerkennend hervorhebt. In demselben Jahresbericht (S. 664) werden Ludwig Kellers Aufsätze „Die Tempelherren und die Freimaurer“ (Vorträge und Aufsätze der C. G. XIII, 21) und „Die maurerischen Sozietäten und die moralischen Wochenschriften“ (M C G. XIV, S. 43—50) als interessante Beiträge zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts bezeichnet und seine Abhandlungen „Die Anfänge der Tempelherren in Deutschland und die Stellungnahme Friedrichs des Großen“ (M C G. XIV, 270—288) und „Die italienischen Akademien des 18. Jahrhunderts und die Anfänge des Maurerbundes in den romanischen und nordischen Ländern“ (M C G. XIV, 169—187) auf Seite 681 f. und Seite 715 als schätzenswerte Bereicherungen der

Geschichte der Sozietäten erwähnt. Das Heidelberger Tageblatt (25. Jahrg., Nr. 40 vom 16. Februar 1907) hebt die Bedeutung der Schrift „Die heiligen Zahlen und die Symbolik der Katakomben“ (Vorträge und Aufsätze der C. G. XIV, 2) für die Zusammenhänge zwischen platonischer und altchristlicher Weisheit hervor, und im 35. Bande der Mitteilungen aus der historischen Literatur (S. 192 f.) erkennt Karl Löschohorn an, daß Keller in seiner Abhandlung „Die Schriften des Comenius und das Konstitutionenbuch“ (M C G. XV, 125—138) in Übereinstimmung mit Krause überzeugend nachgewiesen hat, daß die im Ritual und den Konstitutionen der neu-englischen Großloge niedergelegten Grundsätze sich sämtlich und mit denselben Kunstausrücken bezeichnet in der „Panegersia“ des Comenius vorfinden. Im 4. Heft der Monatsschrift „Die deutsche Schule“ (11. Jahrg., April 1907) widmet Karl Löschohorn in einem Aufsätze „Die Toleranz der Hohenzollern und der Oranier“, den Abhandlungen „Louise von Coligny und die Häuser Oranien und Hohenzollern“ von Ludwig Keller (M C G. XV, 208—228) und seiner anderen Abhandlung „Die Hohenzollern und die Oranier“ (M C G. XVI, 1—15) eine längere Betrachtung und vertritt den gleichen Standpunkt, daß die Hohenzollern die toleranten Traditionen der Oranier gepflegt haben und daß der Große Kurfürst geradezu Leiter dieser Bestrebungen war. Im Anschluß an die Festlichkeiten in Bückeburg bringt die Vossische Zeitung (Nr. 178 vom 17. April 1907) eine Mitteilung über Kellers Schrift „Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Ein Zeitgenosse und Freund Friedrichs des Großen“ (Vorträge und Aufsätze der C. G. XV, 1).

Im 25. Bande des Theologischen Jahresberichts, dessen Besprechungen oben mehrfach erwähnt wurden, findet sich auf S. 674 f. eine Würdigung der Abhandlung von J. Kvacala „Über einen Plan zur Herausgabe der gesammelten Werke des Comenius“ (M C G. XIV, 248—52) mit dem Wunsche, daß das Vorhaben zu einer würdigen Ausführung gelangen möge, und in demselben Bande (S. 1014) wird auf W. Pastors Schrift „G. Th. Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre“ (Vorträge und Aufsätze der C. G. XIII, 1) anerkennend hingewiesen. An gleicher Stelle werden auch die Aufsätze von G. Beißwänger „Über die pansophischen Schriften des Comenius“ (M C G. XIV, 157—161) und von G. Albrecht „Eberhard von Rochow“ (M C G. XIV, 162—168) erwähnt.

P. Ssymanks „Studentische Zeitfragen“ (C. Bl. XIV, 129—140) werden in den Akademischen Blättern, dem Organ der siebenbürgisch-sächsischen Hochschüler, in Nr. 1 des XI. Jahrgangs (20 September 1906) mit bestimmten Einwendungen bezüglich der Beschränkung der Lernfreiheit besprochen und desselben Verfassers Schrift „Die freistudentische

oder Finkenschaftsbewegung an den deutschen Hochschulen“ (Vorträge und Aufsätze der C. G. XIII, 4) wird in dem Literarischen Wegweiser des Evangelischen Schulblatts (1907 Nr. 3), in der Beilage zur Hannoverschen Schulzeitung (2. Jahrgang 1906, Nr. 17) und in der Fachzeitschrift „Das Wissen für Alle“ (1906 Nr. 16) mit Anerkennung erwähnt.

G. A.

Bemerkungen und Streiflichter.

Goethe sagt in Wilhelm Meisters Wanderjahren an einer Stelle: „Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der **Sokratischen Schule**, daß sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Tuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und Tat auffordert.“ Man kann den eigentlichen Charakter der „Sokratischen Schule“ oder jener „platonischen Akademien“, deren Wesen und Geschichte wir hier verfolgen, nicht treffender kennzeichnen, als es hier geschieht. Der tiefe Gegensatz, in dem diese uralten Organisationen und ihre geistigen Nachfolger durch ihre Richtung „auf Tat und Leben“ zu allen Verbänden standen, die in „leeren Spekulationen“ über den Glauben und das Dogma ihre Kräfte verzehrten, erfährt durch diese wenigen Worte Goethes eine scharfe und klare Beleuchtung.

Es ist eine eigenartige Beobachtung, daß die Kultgesellschaften des Humanismus noch im 18. Jahrhundert ihr Urteil über die wahre Philosophie an Sokrates und Plato zu orientieren pflegten. So sagt Herder (Humanitätsbriefe Nr. 57): „Sokrates hatte seinen eigenen Genius, der nachher nicht oft, aber doch hie und da, z. B. in Montaigne, Addison, Franklin u. a. wieder lebendig geworden ist“ u. s. w. Am anderen Ort stellt Herder den Mann, den er besonders schätzte, und dem er am meisten verdanken wollte, nämlich Lessing, Plato gleich, d. h. Lessing war für ihn ein Lichterwecker, wie es Plato für ihn gewesen war.

Wir haben vor einigen Jahren darauf hingewiesen, daß eine ausländische Akademie, die Pariser es gewesen ist, welche die Anregung zur Herstellung einer Gesamt-Ausgabe von Leibniz' Werken gegeben hat. Im Jahre 1795 schreibt Herder in den Humanitätsbriefen (S. 89): „Über den Wert unserer besten deutschen Produktionen haben sich die Stimmen unseres Publikums nach Jahren und Jahrhunderten noch so wenig vereinigt, daß, wenn nicht Ausländer den Ton angegeben und mit Gewalt festgesetzt hätten, selbst über Leibniz' Verdienst Deutschland noch in der größten Unsicherheit wäre.“ Wie wahr ist dies merkwürdige Wort doch noch heute!

Wir haben uns in diesen Heften (vergl. MCG 1905, S. 211) wiederholt mit dem Präsidenten der Royal Society und Freunde Newtons, dem berühmten Erbauer der Paulskirche Christoph Wren beschäftigt. Seine Lebensgeschichte ist für die Erkenntnis des beginnenden Neuhumanismus im 17. Jahr-

hundert sehr wichtig. Wren stand mit Samuel Hartlieb und Theodor Haack, den beiden deutschen Freunden des Comenius in London, in Briefwechsel. Vergl. darüber Friedrich Althaus, Samuel Hartlieb in Raumers Historischem Taschenbuch 1884, S. 241. Auf Anregung Haacks ward im Jahre 1645 ein „unsichtbares Kollegium“ gebildet, an dessen Spitze Robert Boyle und Christoph Wren standen.

Das Wort „Bauhütte“ ist verhältnismäßig jungen Ursprungs; das Universal-Lexikon von Joh. Heinr. Zedler 1735 kennt den Ausdruck noch nicht. Das Grimmsche Wörterbuch bringt nur ein Beispiel des Ausdrucks Bauhütte (s. v. Hütte) und zwar aus den Schriften Goethes bei. In älteren Zeiten wird das, was später Bauhütte heißt, lediglich mit dem Wort Hütte bezeichnet. Wo aber der letztere Ausdruck in einfacher oder zusammengesetzter Verwendung erscheint — Schmelz-Hütte, Hammer-Hütte, Hütten-Amt, Hütten-Arbeiter, Hütten-Reuter, Hütten-Meister, Hütten-Rauch, Hütten-Steiger, Hütten-Zeichen — bezieht er sich noch bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts in erster Linie nicht auf das Bauwesen, sondern auf das Bergwesen und die Bergordnungen.

Fr. Alb. Lange, Geschichte des Materialismus, 3. Aufl. I, 319 ff. bespricht einen im Jahre 1713 anonym erschienenen Briefwechsel vom Wesen der Seele, der damals großes Aufsehen machte. Die Schrift ist unverkennbar unter dem Einfluß des öfter zitierten Hobbes geschrieben; sie wird von Lange als eine den Standpunkt des Materialismus im 18. Jahrhundert mit Geschick vertretende Arbeit bezeichnet. Neben Hobbes, Locke und Spinoza hält der Verfasser es auch für notwendig, sich mit Comenius auseinanderzusetzen und es ist selbstverständlich, daß dies in ablehnendem Sinne geschieht; wichtig ist aber, daß diese Schrift, die bis 1723 mehrere Auflagen erlebte und heftig bekämpft ward, Bekanntschaft mit den bezüglichen philosophischen Ansichten des Comenius verrät; letzterer muß damals also auch als Philosoph noch bekannter gewesen sein, als wir heute annehmen.

Wir empfehlen unseren Freunden Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit und begrüßen die Tatsache, daß Dr. Friedrich von der Leyen (München) sie in einer Auswahl im Verlag von Eugen Diederichs in Jena von neuem herausgegeben hat. (Mit Porträt, brosch. Mk. 2.) Tatsache ist, daß gerade die beiden Schlußbände anregender Kraft durch den Abstand der Zeiten noch nichts verloren haben. Im 13. und 14. Buche — eben dies fehlt merkwürdigerweise in der Suphanschen Herder-Ausgabe noch immer — erhebt sich Herder auf die Höhe seiner schriftstellerischen und künstlerischen Leistung und behandelt die Stoffe, die unserem Interesse auch heute noch am nächsten liegen.



Verzeichnis der eingegangenen Bücher.

Die Schriftleitung behält sich vor, über einzelne Werke noch besondere Besprechungen zu bringen.

Für unaufgefordert eingesandte Werke wird keine andere Gewähr wie die Namhaftmachung an dieser Stelle übernommen.

- Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte.** Hrgs. von Pastor W. Rotscheidt-Lehe. Verlag des Westdeut. Schriftensvereins, Köln 1907. 1. Jahrgang. Heft 1. Bezugspreis jährlich 10 Mk. Einzelheft 1 Mk. (Heft 48 S.) 8°.
- Müsebeck, Ernst.** Gustav Frenssen und das Suchen der Zeit. Zwei Vorträge. Berlin, A. Duncker 1906. (67 S.) 8°. Preis 75 Pf.
- Neue Metaphysische Rundschau.** Band XIV. 1907. Heft 1. Monatsschrift für philosophische, psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion. Herausg. von Paul Zillmann. Jährlich 12 Hefte. Einzelne Hefte 1,20 Mk. (1 Bd. = 6 Hefte 6 Mk.) 8°. Gr.-Lichterfelde, P. Zillmann.
- Parker, Ludwig.** Heer und Schule. Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt. 1906. (59 S.) 8°. Preis 1 Mk.
- Philosophische Bibliothek, Band 35, 49, 94, 95, 113.** Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand von David Hume. 6. Auflage, herausgegeben von Raoul Richter. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1907. (222 S.) 8°. Preis brosch. 2,40 Mk.
- Immanuel Kants kleinere Schriften zur Naturphilosophie. 2. Auflage, herausg. von Dr. Otto Buek. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1907. (452 S.) 8°. Preis brosch. 5 Mk.
- Baruch de Spinoza, I. Descartes Principien der Philosophie auf geometrische Weise begründet. II. Anhang, enthaltend metaphysische Gedanken; 3. Auflage, neu übersetzt und herausgegeben von Dr. Artur Buchenau. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1907. (190 S.) 8°. Preis brosch. 2,40 Mk.
- Baruch de Spinoza, Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes. Abhandlung vom Staate. 3. Auflage, übertragen und eingeleitet von Carl Gebhart. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1907. (214 S.) 8°. Preis brosch. 3 Mk.
- Herm. Cohen, Kommentar zu Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1907. (233 S.) 8°. Preis brosch. 2 Mk.
- Pudor, Dr. Heinrich.** Ihr jungen Mädchen. Berlin-Steglitz 1907, Dr. H. Pudor. (192 S.) kl. 8°.
- Rothenbücher, Adolf.** Religion oder Atheismus? Ges. Aufsätze. Berlin, Schnetter & Dr. Lindemeyer 1906. (112 S.) 8°.
- Rühling, Th.** Welcher unter Euch ohne Sünde ist... Bilder von der Schattenseite. Leipzig, M. Spohr 1906. (96 S.) 8°. Preis 1 Mk.
- Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus Natur und Geisteswelt.** Leipzig-Berlin, B. G. Teubner 1907.
140. Bändchen: A. Pabst, Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. (118 S.) 8°. Preis geb. 1,26 Mk.
141. Bändchen: A. Pfannkuche, Religion u. Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. (134 S.) 8°. Preis geb. 1,25 Mk.
- Sander, Paul.** Feudalstaat u. Bürgerliche Verfassung. Ein Versuch über das Grundproblem d. deutschen Verfassungsgeschichte. Berlin, A. Bath 1906. (196 S.) 8°. Preis 4 Mk.
- Schmidt, Alfred M.** Aufbau und Entwicklung des menschlichen Geisteslebens, ein Grundproblem der pädagog. Psychologie. Langensalza, H. Beyer & S. 1905. (196 S.) 8°. Preis 3 Mk.
- Schmidt-Jena, Karl.** Deutsche Erziehungspolitik. Eine Studie zur Sozialreform mit einem Anhang. Die deutsche Reformschule. Leipzig, R. Voigtländer 1906. 45 S. 8°. Preis 1 Mk.
- Schneider, Dr. Gustav.** Emil Adolf Roßmäßler als Pädagog. 68 S. Preis 80 Pf.
- Seidenberger, J. B. O.** Willmann und seine Bildungslehre. Mainz, Kirchheim & Co. 1906. 8°. Preis 1,50 Mk., geb. 2 Mk. (Kultur und Katholicismus, hrgs. von Martin Spahn.)
- Siefert, Friedrich,** Professor und Konsistorialrat. Offenbarung u. heilige Schrift. 108 S. Preis 1,50 Mk.
- Simon, Lic. Dr. Theod.** Entwicklung und Offenbarung, Berlin, Trowitzsch & Sohn 1907. (129 S.) 8°. Preis brosch. 2,40 Mk.
- Stephan, Horst.** Herders Philosophie. Ausgew. Denkmäler aus der neuen deutschen Bildung. (CLXIV, 310 S.) Leipzig, Dürr'sche Buchh. Preis 3,60 Mk.
- Strunz, Franz.** Johann Baptist van Helmont (1577—1644). Ein Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften. Wien 1907, F. Deuticke. (VII, 66 S.)
- Ueber die Vorgeschichte und die Anfänge der Chemie. Eine Einleitung in die Geschichte der Chemie des Altertums. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1906. (69 S.) 8°.
- Thndiehm, Friedrich.** Urchristentum, Priesterkirche, Glaubens-Bekenntnisse. Preußische Agende von 1895. Leipzig, M. Sängewald 1906. (118 S.) Preis 3 Mk.
- Troll, M., Rektor.** Die Reform des Lehrplans der Elementarklassen. 63 S. Preis 80 Pf.
- Universitäts-Kalender, Deutscher.** 69. Ausgabe. S.-S. 1906. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. Th. Scheffer und Dr. G. Ziegler. 2. Teil. Die Universität im benachbarten Auslande. Leipzig, R. Scheffer 1906. 565 S. 8°.
- Volksbücher, Religionsgeschichtliche.** Hrgs. von Fr. Michael Schiele-Tübingen. Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 6°. Im Einzelverkauf 50 Pf., cart. 75 Pf. Bis 31. Dezember 1906 im Abonnement 40 Pf., cart. 65 Pf. Feine Ausgabe geb. 1,50 Mk.
- 2. Reihe, 7. Heft. Beer-Straßburg, G., Prof. Lic., Saul, David, Salomo. (73 S.)
- 4. Reihe, 1. Heft. Jüngst-Stettin, Pfarrer Lic., Pietisten. (80 S.)
- Werkshagen, Carl.** Sonntagsgedanken eines Alltagsmenschen. Plaudereien. Berlin, F. Wunder 1906. (248 S.) 8°. Preis 2 Mk., geb. 3 Mk.
- Wiedemann, Franz.** Wie ich meinen Kleinen die biblischen Geschichten erzähle. Für Väter, Mütter, Erzieherinnen... Neue Bearbeitung. 17. Auflage. Mit Bildern v. J. Schnorr von Carolsfeld. Dresden, E. C. Meinhold & Sohn 1906. 266 S. 8°. Preis Brosch. 1,60 Mk., Schulbd. 1,90 Mk., Geschenkb. 2 Mk.
- Winsch, Wilhelm.** Mein Christusbild. 3. verm. und verb. Aufl. Berlin, M. Breitkreuz 1906. (44 S.) 8°. Preis 20 Pf.
- War Jesus ein Nasiräer? 3. verb. Aufl. Berlin, M. Breitkreuz 1906. (43 S.) 8°. Preis 50 Pf.
- Zeissig, Emil,** Seminaroberlehrer. Vorbereitung auf den Unterricht. Ein methodischer Beitrag zu Lehrplan und Lehrverfahren. 112 S. Preis 1,50 Mk.
- Zeitschrift für Brüdergeschichte.** Herausgegeben von D. Jos. Th. Müller, Herrnhut und Lic. Gerh. Reichel, Gnadenfeld. Herrnhut im Verlage des Vereins für Brüdergeschichte. 1907. 1. Jahrgang. 1. Heft (Preis jährlich 7 Mk.) (Heft 112 S.) 8°.
- Zenger, Max.** Entstehung und Entwicklung der Instrumentalmusik T. 1—2. 1. Von den ältesten Zeiten bis inkl. Beethoven. 2. Von Beethoven bis inkl. Brahms.
- Zurhellen-Pfeiderer, Else und Pfeiderer, Otto Lic.** Wie erzählen wir den Kindern biblische Geschichten? Tübingen, J. Mohr 1906. 357 S. 8°. Preis 3,50 Mk., geb. in Lwd. 4,60 Mk. (Lebensfragen Nr. 16).

Aufträge und Anfragen
sind zu richten
an die **Weidmannsche Buchhandlung**,
Berlin SW., Zimmerstrasse 94.

Anzeigen.

Aufnahmebedingungen:
Die gespaltene Nonpareillezeile oder
deren Raum 20 Pf. Bei grösseren Auf-
trägen entsprechende Ermässigung.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Eine Untersuchung ihrer Entstehungsgeschichte.

Von

Dr. Franz Fröhlich,

Oberlehrer am Königl. Kaiserin Augusta-Gymnasium zu Charlottenburg.

Gr. 8°. (111 S.) geh. 1,80 M.

(Erschien gleichzeitig als Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des
Königl. Kaiserin Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg.)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Humanistische und geschichtliche Bildung.

Vortrag

gehalten in der

**Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums
in Berlin und der Provinz Brandenburg**

am 27. November 1906

von

Eduard Meyer.

8°. (41 S.) geh. 60 Pf.